

## Hebräische Schreibkultur in Europa: Zalman Schneurs verschollene Briefe

Nethanel, Lilah

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nethanel, L. (2022). *Hebräische Schreibkultur in Europa: Zalman Schneurs verschollene Briefe*. (hefez: Arbeiten zur jüdischen Geschichte und materiellen Kultur, 1). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. <https://doi.org/10.13109/9783666336126>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Lilah Nethanel

# Hebräische Schreibkultur in Europa

Zalman Schneurs verschollene Briefe

hefez

V&R



LEIBNIZ-INSTITUT  
FÜR JÜDISCHE GESCHICHTE UND KULTUR –  
SIMON DUBNOW

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'S. Dubnow', written in a cursive style.

הפץ hefez

Arbeiten zur jüdischen Geschichte  
und materiellen Kultur

Herausgegeben von Yfaat Weiss

Band 1

Lilah Nethanel

# Hebräische Schreibkultur in Europa

Zalman Schneurs verschollene Briefe

Aus dem Hebräischen von Gundula Schiffer

Vandenhoeck & Ruprecht



Diese Maßnahme wird mitfinanziert  
durch Steuermittel auf der Grundlage  
des vom Sächsischen Landtag  
beschlossenen Haushaltes.

Gefördert von



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2022 Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen,  
ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc.,  
Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH,  
Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)  
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill,  
Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis,  
Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R unipress.

Lektorat: André Zimmermann, Leipzig  
Satz: textformart, Göttingen | [www.text-form-art.de](http://www.text-form-art.de)  
Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)

ISSN 2749-9332  
ISBN (Print) 978-3-525-33612-0  
ISBN (PDF) 978-3-666-33612-6  
<https://doi.org/10.13109/9783666336126>



Dieses Material steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung –  
Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International. Um eine Kopie dieser  
Lizenz zu sehen, besuchen Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
Zitierweise, Transkription und Archivalien . . . . .	9
Einleitung: Auf der Schwelle zum Archiv . . . . .	11
Chaja Feiga Schneurs Briefe aus Shklov . . . . .	35
Briefe an Anna Kaplan-Singer in Berlin . . . . .	71
Moderne jüdische Schreibkultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts . . . . .	99
Quellen, Anmerkungen und Literatur . . . . .	121
Zur Autorin . . . . .	124





## Vorwort

Mitte Juni 1940, nach der Besetzung großer Teile Frankreichs durch deutsche Truppen, musste die Familie Schneur ihr Haus in Fontenay-sous-Bois in Paris verlassen. Sie floh, wie Hunderttausende andere Menschen, in die Stadt Vichy, von wo aus sie im letzten Augenblick über Sevilla nach New York weiterreiste und am 12. September 1941 den dortigen Hafen erreichte. Schneur war gezwungen, in großer Hast zu entscheiden, was er mitnehmen wollte. Der hebräisch-jiddische Schriftsteller wählte die eigenen Handschriften aus. »Mein Schrank mit Zehntausenden Briefen von Schriftstellern und vielen namenhaften Leuten, darunter: Briefe von Mendele und Peretz, Schalom Alejchem, Bialik und anderen, ist unwiederbringlich verloren«, berichtete er einem Freund.

Aus nicht ganz erklärlichen Gründen wurden kurz vor der Flucht zwei große Kisten mit Archivmaterial und Briefen bei einem Immobilienmakler in Paris deponiert. Nach dem Krieg holte sie Schneurs Ehefrau Salomea ab. Die beiden Kisten wurden nicht Teil des Schneur-Nachlasses, der seit seinem Tod 1959 in New York und seiner Beerdigung in Tel Aviv an drei verschiedenen Orten aufbewahrt wird: im Gnazim-Archiv in Tel Aviv, in der Nationalbibliothek in Jerusalem und im YIVO-Archiv in New York. Die Kisten verblieben bei Schneurs Tochter Renée Rebecca, einer spanischen Flamen-cotänzerin, die sie schließlich kurz vor ihrem Tod 2018 der Autorin dieses Buches vermachte.

Der »Madri der Fund« ermöglichte es Lilah Nethanel, Zalman Schneurs Œuvre vom »bleibende[n] Schatten« her zu beleuchten, »den das Schreiben über die Welt legt«. Zu dem Fund gehört neben dem französischen Briefwechsel Zalman Schneurs mit seiner Tochter Renée Rebecca ein Konvolut von deutschen Briefen, die er an seine Freundin, viel-

leicht Geliebte, Anna Kaplan-Singer schickte. Ergreifend sind 39 jiddische Briefe aus den 1920er Jahren, geschrieben von der im Heimatort Shklov zurückgebliebenen Mutter Chaja Feiga Schneur an ihren Sohn, der sich nach Stationen in Odessa, Warschau, Berlin und Bern mittlerweile einen Namen als Schriftsteller in der jüdischen »Republic of Letters« gemacht hatte. Eine nicht zu überbrückende Kluft tut sich auf zwischen der Mutter, die in bitterer Armut im zuvor zaristischen und nun sowjetischen Shklov elendig eingeht, und dem berühmten Autor von *Die verlorene Welt von Shklov*. »Wirklichkeit und Fiktion, die Briefe und die Erzählungen«, zeigt Nethanel, »sind miteinander verwoben, doch sie treffen sich nicht.«

Yfaat Weiss

Herbst 2021

## Zitierweise, Transkription und Archivalien

Der vorliegende Essay basiert auf Archivmaterial, das bis 2018 in Madrid, im Hause Renée Rebecca Schneurs aufbewahrt wurde. Es enthält Fotografien, offizielle Dokumente und Korrespondenzen ihres Vaters, des jüdischen Schriftstellers und Dichters Zalman Schneur. Das gesamte Material wird seitdem im Gnazim-Archiv des Hebräischen Schriftstellerverbands in Tel Aviv als »Sammlung Renée Rebecca Schneur (Laura Toledo)« geführt.

Die in diesem Essay zitierten Korrespondenzen erscheinen überwiegend in deutscher Übersetzung. Die Briefe sind durchnummeriert und weitgehend nach dem Datum ihrer Niederschrift, beginnend mit dem frühesten, sortiert. Wird aus Chaja Feiga Schneurs Briefen zitiert oder darauf Bezug genommen, wird direkt dahinter die dazugehörige Ordnungsziffer vermerkt, zum Beispiel: (Brief 1). Eine Übersicht der zitierten Briefe und ihrer Chronologie befindet sich im Kapitel »Quellen, Anmerkungen und Literatur«. Bei Zitaten aus Zalman Schneurs Briefen an Anna Kaplan-Singer wird das jeweils überlieferte Datum der Abfassung angegeben.

Bei der Entzifferung der jiddischen Briefe haben mir Eliezer Treitl und Elie Fuhrmann geholfen, bei der Lektüre der deutschen Briefe unterstützte mich Barbara Kempinski. Den Nachweis von Anna Kaplan-Singers Identität verdanke ich Elie Fuhrmann vom Yad Vashem Archiv in Jerusalem und Charlotte Trottier vom Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow. Entzifferung und Übersetzung des französischen Briefwechsels Schneurs mit seiner Tochter Renée Rebecca wurden von mir besorgt.

Darüber hinaus stützt sich dieser Essay auf Material aus weiteren Archiven, in denen die Korrespondenzen Zalman Schneurs mit verschiedenen Persönlichkeiten aufbe-

wahrt sind: dem YIVO-Archiv in New York, den Archiven des Scholem-Alejchem-Hauses und des Bialik-Hauses in Tel Aviv sowie dem Archiv der Israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem.

Bei Briefzitatzen aus den Teilnachlässen Zalman Schneurs in der Israelischen Nationalbibliothek, im Bialik-Haus und im Gnazim-Archiv werden sowohl Absender und Adressat als auch das Abfassungsdatum genannt, zum Beispiel: (Schneur an Jitzchak Dov Berkowitz, 26. Februar 1931).

Lilah Nethanel

Tel Aviv, Herbst 2021

# Einleitung: Auf der Schwelle zum Archiv

## Die verschollenen Briefe

Dieser Essay widmet sich einer literaturgeschichtlich rückwärtsgewandten Lektüre. Im Zentrum steht das Werk Zalman Schneurs (1887–1959), einer der wichtigsten modernen jüdischen Schriftsteller in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Schneur schrieb in den beiden modernen jüdischen Sprachen Hebräisch und Jiddisch. Sein Werk hat wesentlich zur Herausbildung des poetischen Stils und der theoretischen Konzepte beigetragen, welche die moderne jüdische Kultur im Westen prägten. Aufklärung und Modernisierung, nationale Revolution, Verlust Erfahrung, Nachdenken über Herkunft und Zugehörigkeit sind die Fundamente dieser Literatur, die von jüdischen Migrantinnen und Migranten und Bürgerinnen und Bürgern in ganz Europa, Amerika und Eretz Israel gelesen wurde (Abb. 1).

Schneurs literarisches Werk selbst ist in diesem Essay jedoch nur wie ein stilles Denkmal der modernen jüdischen Buchkultur im 20. Jahrhundert gegenwärtig. Denn die hier unternommene Lektüre vertieft sich nicht in Zalman Schneurs Romane oder Gedichte, sondern betrachtet seine Bücher vielmehr aus der Ferne, so wie man ein Objekt in der realen Welt betrachtet, einen greifbaren Körper, der eine Ausdehnung hat und Schatten wirft. Dieser Essay ist dem Schatten gewidmet, den die moderne Buchkultur wirft. Um diesem Schatten ein Stück näher zu kommen, wurden die bisher unbekanntesten Briefe, die unlängst im Nachlass des Schriftstellers auftauchten, entziffert und ausgewertet. Sie enthalten weder Entwürfe noch verschiedene Fassungen des schriftstellerischen Werks, sondern einen intimen Aus-



Abb. 1: Porträtfotografie von Zalman Schneur, Aufnahmedatum unbekannt. © Courtesy of Gnazim Institute – Association of Hebrew Writers.

tausch mit drei Frauen in drei verschiedenen Sprachen: auf Jiddisch mit seiner Mutter Chaja Feiga Schneur, auf Französisch mit seiner Tochter Renée Rebecca Schneur (später nannte sie sich Laura Toledo) und auf Deutsch mit Anna Kaplan-Singer aus Berlin. Bei den Briefen handelt es sich um fragmentarische, ausschnittthafte Kapitel aus Schneurs Leben, die parallel zu den literarischen Werken entstanden. Er verfasste diese Briefe in denselben Jahren und am selben Schreibtisch, an dem er auch die Romankapitel und Gedichtverse schuf, die in der jüdischen Presse und den jüdischen Verlagshäusern in Warschau, Wilna, New York und Tel Aviv veröffentlicht wurden.

Diese Briefe sind zwar keine Literatur, doch es gibt faszinierende Berührungspunkte zwischen den beiden Sphären: Die Briefe stehen auf der Schwelle zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen Wirklichkeit und Fiktion, zwischen Literatur und Geschichte. Sie machen uns bewusst, auf welchen Konventionen jede einzelne dieser Kategorien beruht. Diese Briefe waren nie für den Druck bestimmt. Die Absender haben sie handschriftlich und oft unleserlich verfasst; teilweise wimmeln die Zeilen von Rechtschreibfehlern und stilistischen Mängeln. Und dennoch gehören sie zur modernen Schreibkultur im 20. Jahrhundert: einer Kultur, die von Papier und Tinte und Briefmarken abhängig ist; einer Kultur, in der man eine Adresse auf die Umschläge schreiben, zum Briefkasten gehen und auf Antwort warten muss; einer Kultur, in der Briefpapier auf die Hälfte gefaltet und Seiten versteckt oder in der Sakkotasche verstaut werden. Man begegnet hier einer urbanen oder provinziellen Choreografie von Alltagshandlungen sowie einer Wohn- und Zeitökonomie, die in der fortschrittlichen westlichen Kultur längst als überholt gilt.

Durch die Betrachtung privater Briefe aus dem Nachlass eines Schriftstellers geht dieser Essay zurück zu den Anfängen der modernen Schreibkultur, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Basis für die neu entstehende jüdische

Literatur schuf. Diese Briefe bergen intime Zeugnisse aus Schneurs Leben. Doch wichtiger ist, was sie uns im Verborgenen über die Auslöschung der modernen jüdischen Schriftkultur lehren.

Die Briefe lassen sich nicht ohne Weiteres zusammenfassen, denn sie sind in drei verschiedenen Sprachen verfasst, aus denen drei verschiedene kulturelle und historische Verzweigungen resultieren. Diese Verzweigungen verlangen nach Übersetzung in eine vierte Sprache, in der die Erschließung und Archivierung so heterogener Schriftstücke erst möglich wird. Diese vielsprachigen Briefe konstituieren ein bescheidenes Korpus, das einen bestimmten historischen Moment in das moderne jüdische Schreiben einschmilzt. Ein einziger Moment, das bedeutet ein Bündel vieler verschiedener Momente innerhalb der jüdisch-ashkenasischen Zeit der Zwanziger- und Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts. Durch diese Briefe wird manifest, dass es in jenem gegebenen Moment für jede Sache in der Welt gleichzeitig mehr als ein Wort, mehr als eine Sprache und mehr als eine politische Herrschaftsform gab. Das geht beispielsweise aus einer Reisebeschreibung hervor, wie wir sie in einem der Briefe Schneurs an seine Freundin Anna Kaplan in Berlin vom Juli 1921 lesen. Darin berichtet er in fehlerhaftem Deutsch von einer »See Reise« und »eine Ausflüge über der Elbe«. Und er verspricht ihr, dass er bald nach Berlin in seine Wohnung in der Sächsischen Straße 9 zurückkehren werde. Auf Jiddisch hingegen, in den Briefen seiner Mutter Chaja Feiga, hat Reisen eine ganz andere Konnotation: Dort ist es etwas Determiniertes, nichts Zyklisches, keine bourgeoise Attitüde – es hat mit Überlebenskampf zu tun. In einem jiddischen Brief vom Anfang der Zwanzigerjahre fragt sie, warum sie in ihrem Haus in Shklov (heute Škloŭ) sitzen und von ihren Kindern nur halbe Sachen aus der Ferne hören müsse: »Ich weiß nicht, was vor sich geht, sondern höre nur von Weitem« (Brief 13). »Wenn ich einen Reisepass hätte«, schreibt sie ihm, »und wenn ich Geld hätte, würde ich nach



Moskau und vorher noch nach Mogiljov [heute Mahiljou] reisen« (Brief 13). Im Osten und im Westen des Kontinents wird die Ferne unterschiedlich bemessen und empfunden. Und sieht man genauer hin, so sind die endgültigen Begriffe, mit denen wir die sich immer weiterdrehende Welt erfassen, nicht für jeden Menschen gleich. Ein Beispiel ist die Ernährung. Nach dem Ersten Weltkrieg hielt sich Schneur im Lahmann-Sanatorium im Dresdner Vorort Weißer Hirsch auf. Laut Kurverordnung hatte man ihm eine Diät verschrieben, den sogenannten »Tisch für Korpulente«, bei dem eine Auswahl an gekochtem, ballaststoffreichem Essen wie etwa Pflaumenkompott, Apfelgrütze, Hafergrütze zum Frühstück gereicht wurde. Hingegen erfahren wir aus den Briefen Chaja Feigas, dass ihre Ernährung in Shklov größtenteils auf Brot aus Maismehl basierte. Das Brot war hart und das Kauen fiel ihr schwer. »Ich kann das Brot nicht essen und Weißmehl gibt es hier nicht« (Brief 15).

Jede der Korrespondenzen aus dem Nachlass markiert einen anderen Ort auf der Karte von Schneurs Wanderungen: Da ist zuerst Shklov, seine Geburtsstadt und der Wohnort seiner Mutter bis zu ihrem Tod im Dezember 1930. Dann Berlin, wo er bis zum Ersten Weltkrieg wohnte, zugleich Anna Kaplan-Singers Heimatstadt. Und schließlich das Internat seiner Tochter, die Cherry Lawn School in Darien, Connecticut, wohin die Familie Schneur im Jahr 1941 geflüchtet war. Diese Briefwechsel schreiben die Chronik der Kriegs- und Fluchtkatastrophen fort, die Schneurs Leben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmten: Die Korrespondenz mit der Mutter beginnt in den frühen Zwanzigerjahren vor dem Hintergrund des Bürgerkrieges in der Sowjetunion. Schneur besuchte seine Mutter zum letzten Mal im Mai 1914, danach sah er sie nicht wieder. Die Korrespondenz mit Anna Kaplan-Singer, seiner Freundin und womöglich auch Geliebten, führte er ab Mitte der Zwanziger- bis Anfang der Dreißigerjahre parallel zur Korrespondenz mit seiner Mutter. Dieser Briefwechsel riss im Jahr 1933 ab, vermutlich bedingt

durch die Machtübertragung auf die Nationalsozialisten in Deutschland. Über das Schicksal von Anna Kaplan-Singer am Ende des Krieges und danach gibt nur ein einziger, leerer Umschlag vom Februar 1945 Auskunft, der an ihre neue Anschrift in London adressiert ist.

An welchem historischen und geografischen Knotenpunkt liegen diese Briefe? Welche Wege und Umwege haben sie hinter sich? Kann man in ihnen eine Art poetische Metonymie für die vielsprachige jüdische Schreibkultur erkennen, eine moderne Schreibkultur, die noch immer auf ihre vollständige Entzifferung wartet? Und wenn dem so ist, in welcher Sprache muss diese Kultur entziffert und in welcher muss sie aufbewahrt werden?

Dieser Essay wird mit einer Vorrede eröffnet, die ausführlich Bericht davon ablegt, auf welche Weise die verschollenen Briefe aus Schneurs Nachlass in der Wohnung seiner Tochter Renée Rebecca in Madrid aufgefunden wurden. Daran anschließend folgen zwei Lektürekapitel: Das erste untersucht die Briefe Chaja Feiga Schneurs an ihren Sohn, in denen die Existenzangst in Shklov in den ersten Jahren nach der Revolution zum Ausdruck kommt. Das zweite Lektürekapitel beschäftigt sich mit dem Briefwechsel zwischen Schneur und Anna Kaplan-Singer und konzentriert sich dabei auf einen Brief, den er im Juni 1928 an die Freundin sandte. Darin erzählt er ihr, wie er von seinem Bruder geträumt habe, der gegen Ende des Ersten Weltkrieges verstorben war.

Die dramatischen Augenblicke, die in diesen Briefen aufscheinen, betreffen das Leben als Flüchtling und den Krieg, Vertreibung aus der Heimat und harte Einsamkeit. Dies sind zugleich die »Ausgaben letzter Hand«. Diese Entwürfe wurden offenbar später als die fiktiven Werke geschrieben, parallel zu den Dichtungen und Erzählungen, an denen Schneur in denselben Jahren arbeitete. Es sind überschüssige Schriftstücke, ein Anhang zu den gesammelten Handschriften des Schriftstellers. Dieser Aspekt wird im letzten Kapitel dieses Essays näher beleuchtet, wo es um die theore-

tische Erforschung und Verortung der Briefe im allgemeinen Kontext der modernen jüdischen Schreibkultur geht.

### **Entdeckung des Nachlasses der Schriften. Madrid 2018**

Im Mai 2018 wurde ich nach Madrid gerufen, weil eine Frau namens Laura Toledo verstorben war. Ich hatte diese Frau flüchtig gekannt – wir waren uns ein einziges Mal etwa zwei Jahre zuvor in Tel Aviv begegnet. Im Sommer 2016 kam sie zu einem letzten Besuch nach Israel und wir verabredeten uns in ihrem Hotel am Dizengoff-Platz. Ich erinnere mich, wie ich in der Lobby auf sie wartete und dass ich sie, als sie aus dem Aufzug trat, sofort erkannte. Sie sah ihrem Vater ähnlich, ja sie sah genauso aus wie er. Schon damals hatte ich eine Art intime Nähe zu ihm verspürt. Ich war seinen Worten nah, dem Weg, den er in der Sprache gegangen war. Zehn-, vielleicht hundertmal hatte ich Fotografien von ihm betrachtet. Ich kannte die Kontur seines Gesichts sehr genau; ein längliches Profil, das eine gewisse Unbeugsamkeit verriet. Laura Toledo war ihm wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie schritt durch die Lobby auf mich zu und ich ging ihr entgegen. Von Nahem sah ich sofort, wie stark ihr Körper, ihre Gestalt, ihr ganzes Wesen bereits zerstört und eine Last für sie geworden waren. Das Atmen fiel ihr schwer. Sie hatte sich bei ihrer Haushaltshilfe untergehakt, die sie beim Gehen stützte. Zwei alte, unglückliche Frauen, die einander fast zufällig gefunden hatten und in dem klaren Wissen, dass sie den Weg bis zum Schluss gemeinsam gehen würden, aneinander festhielten. Sie sorgten sich umeinander, ja es war sogar eine tiefe Zuneigung spürbar, doch zugleich hatte sich eine gewaltige, bedrückende Wut, ein immerwährender ungeklärter Groll zwischen den beiden aufgestaut. Laura Toledo setzte sich auf eine der langen Bänke in der Ecke der Lobby und sackte in sich zusammen; ich dachte, sie würde

jeden Moment von der Bank fallen. Dann atmete sie geräuschvoll aus und sah mich an. Ihre Haushaltshilfe setzte sich neben sie. Die beiden hielten sich an den Händen und Laura Toledo streichelte ihrer Begleiterin eine Handfläche. Ich sah es. Sie sprach mich zunächst auf Englisch an, doch wir gingen augenblicklich ins Französische über. Und sprachen über ihn, über ihren Vater.

Zalman Schneur gehörte zu den meistgelesenen modernen jüdischen Schriftstellern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er schrieb in den beiden jüdischen Sprachen, die sich damals neu zu entfalten begannen: in Hebräisch, der heiligen Sprache des Judentums, die im Laufe des 19. Jahrhunderts eine rasche Modernisierung erfahren hatte und nun zur wichtigsten Schriftsprache für Literatur und Journalismus wurde. Und auf Jiddisch, das den aschkenasischen Juden vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit und Gegenwart hinein zugleich als Umgang- und Schriftsprache diente. Jiddisch wird in hebräischen Buchstaben geschrieben und enthält deutsche, hebräische und slawische Sprachelemente.

Die meisten Leserinnen und Leser von Schneurs literarischem Werk stammten ursprünglich aus dem Russischen Reich und waren ins Zentrum und in den Westen Europas, nach Amerika, Kanada, Argentinien sowie in das zunächst noch unter Völkerbundsmandat stehende Eretz Israel migriert. Während der etwa fünfzig Jahre seines literarischen Schaffens entstand eine kontinuierliche, verzweigte narrative Sprache, die dem Ende der alten Welt, wie es sich in der Geschichte abzeichnete, Bedeutung verlieh: der Migration, den nationalen Revolutionen, den Weltkriegen, dem Zusammenbruch der großen Imperien. Ebenso wie seine populären jiddischen Schriftstellerkollegen Sholem Ash, Isaac Bashevis Singer und Joseph Opatoshu, die zwischen den zwei Weltkriegen wirkten, schrieb auch Schneur Fortsetzungsromane über die vergangene jüdische Welt in Osteuropa.<sup>1</sup> Ähnlich wie Itsik Manger schöpfte Schneur dabei die Inspiration für sein Werk aus der Welt von gestern; er wandte

den Blick zurück, so wie es auch die jüdischen Migrantinnen und Migranten in Amerika und Europa taten, die sich nach der Heimat sehnten und ihrer Herkunft gedachten.<sup>2</sup> Parallel dazu ist Schneurs Werk mit der zionistischen Literatur und dem symbolischen Kampf um die jüdische Souveränität in Eretz Israel/Palästina verbunden. Durch seine nationale hebräische Dichtung, die er kontinuierlich von Beginn des 20. Jahrhunderts bis Mitte der 1950er Jahre verfasste, trug Schneur wesentlich dazu bei, dass sich das moderne Hebräisch von der Sprache einer Minderheit, die an den Rändern der großen Nationalkulturen existierte, zur Hauptsprache des Jischuws wandeln konnte. Ab den Dreißigerjahren und besonders mit der Gründung des Staates Israel im Jahr 1948 wurde das Hebräische zur Sprache der Souveränität. Geschwistersprachen wie das Jiddische, das Ladino, das jüdische Arabisch und das Palästinensisch-Arabisches ließ es an den Rändern seines Hoheitsgebiets zurück.<sup>3</sup>

Dieses doppelte Korpus von Schneurs Werk existierte tatsächlich in zwei getrennten kulturellen und politischen Sphären. Während die moderne hebräische Kultur im Kern mit der nationalen jüdischen Revolution und dem Zionismus verbunden war, wurzelte die moderne jiddische Kultur in der volkstümlichen Alltagssprache. Zwischen den zwei Weltkriegen entwickelte sich mit dem Jiddischen eine populäre, multinationale jüdische Kultur, die mit linken politischen und wirtschaftlichen Auffassungen identifiziert wurde. Gleichzeitig entfaltete sich über nationale Grenzen und ideologische Territorien hinweg die poetische Landkarte eines Schreibens und Lesens in den beiden jüdischen Sprachen. Diese schöpferische Landkarte, die die sprachliche Kompetenz und Identitätspolitik der neuen jüdischen Migrantinnen und Migranten bestimmte, war durch Vielfalt und Dopplungen gekennzeichnet. Die migrierte Bevölkerung bewegte sich meist von östlicher in westliche Richtung und ließ sich in den Städten im Zentrum und im Westen Europas sowie in Amerika nieder. Sie wohnten in überfüll-

ten, bienenstockartig wimmelnden städtischen Wohnblocks oder in urbanen Vororten, die an ein Verkehrsnetz angebunden, mit elektrischem Strom erleuchtet waren und deren Luft von den stinkenden, schädlichen Abgasen der dort ansässigen Fabriken und Druckereien erfüllt war.

Schneur war selbst einer dieser Migranten, sein Weg war zunächst durch den geografischen, kulturellen und politischen Abstand zwischen Westen und Osten des Kontinents geprägt: Er verließ die dünn besiedelten Gebiete am Dnjepr, wo er seine Kindheit verbracht hatte, und es zog ihn in die Städte Ost- und Zentraleuropas. Er bewegte sich zwischen dem Russischen Zarenreich, dem Deutschen Kaiserreich und der Französischen Republik hin und her. Der Pfad seiner Wanderungen entsprach dem typischen Kontrast zwischen rückständigem Dorf und gewaltiger Metropole: aus den Sümpfen und Wäldern Nordosteuropas hin zu den Cafés und Kabarettis in Warschau, Berlin und Paris. Die Konventionen, die seinen Weg leiteten, waren in erster Linie imaginierte, regionale Eigenheiten, die sich an der literarischen Bildung moderner jüdischer Leserinnen und Leser am Ende des 19. Jahrhunderts orientierten. An jener Leserschaft, die die Darstellungskonventionen des Reisens in der westlichen Literatur (vom homerischen Epos bis hin zu Novalis) kannte und die moderne Erforschung des Themas der Heimkehr in den Werken Kierkegaards und Nietzsches verfolgte.

Die modernen regionalen Kategorien, an denen die neuen jüdischen Migrantinnen und Migranten festhielten, basieren auf einer komplizierten Auffassung vom politischen und kulturellen Raum. Diese Auffassung gründet auf der Spannung zwischen Transgression – etwa beim Überqueren von Grenzen, im Verhältnis eines Staates zur Bürgerschaft anderer Länder oder am Übergang zwischen Klimazonen – und Immanenz, dem Gefühl der Zugehörigkeit und Bedeutung, das auf der Herkunft, der religiösen Gemeinschaft, den Vorfahren, dem verlassenen Zuhause beruht.<sup>4</sup> Die modernen jüdischen Migrantinnen und Migranten der ersten Hälfte

des 20. Jahrhunderts sind zweifellos ein typischer Ausdruck dessen, was Peter Sloterdijk als die doppelte Bewegung von Sphären des Universums beschreibt: bewohnte Räume von fiktiver Intimität und Geschlossenheit, die zugleich nach irgendeinem Horizont ausblickt, nach Begegnung strebt, nach Übergang oder dem Aus-sich-Herausgehen zu irgendeiner Form von Alterität.<sup>5</sup> Bei ihnen drückte sich diese doppelte Bewegung in einer Form der Rebellion aus, als Kampf und als verwickelte, melancholische Fantasie der Heimkehr. Und in der Tat: Das Verlassen der Heimat, das Leid, die Rebellion gegen die Traditionen – dies sind die wiederkehrenden Themen im jiddischen wie auch im hebräischen Werk Schneurs, sowohl in der Dichtung als auch in der Prosa.

Zalman Schneur wurde 1887 in Shklov geboren, einer Stadt, die damals im Westen des Zarenreichs lag und heute zu Belarus gehört. Er war das vierte von insgesamt sechs Kindern. Im Alter von 13 Jahren verließ er sein Elternhaus und reiste in die moderne Hafenstadt Odessa am Ufer des Schwarzen Meeres. Von dort aus fuhr er weiter nach Warschau, wo er als Assistent in der Redaktion des hebräischen Verlagshauses Tuschia arbeitete. Im Jahr 1906 überschritt er die russische Grenze und reiste in die Schweiz, wo er sich an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern immatrikulierte. Er setzte sein Studium an der Pariser Sorbonne fort, bis er mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges gezwungen war, sein Studium zu unterbrechen. In den Kriegsjahren wurde er in Berlin als russischer Staatsbürger verhaftet und befand sich bis zum Ende des Krieges in bürgerlichem Arrest in Charlottenburg. 1924 heiratete er Salomea Landau aus Warschau (Abb. 2). Gemeinsam zogen sie nach Paris, wo das Paar zwei Kinder bekam.

Ihr Sohn Elijahu wurde 1925 und ihre Tochter Renée Rebecca am 16. Januar 1930 geboren. Ihre frühe Kindheit verbrachten die Geschwister im Elternhaus in Fontenay-sous-Bois östlich von Paris. Während des Zweiten Weltkrieges



Abb. 2: Die frisch verheirateten Eheleute Zalman und Salomea Schneur, 1925. © Courtesy of Gnazim Institute – Association of Hebrew Writers.

musste die Familie vor Bombenangriffen flüchten und führte etwa anderthalb Jahre lang ein Nomadenleben, zunächst in den Dörfern um Vichy, dann jenseits der spanischen Grenze. Von Madrid aus zogen die vier weiter in Richtung Süden, wo sie in Sevilla ein Schiff erwartete, das vom American Jewish Joint Distribution Committee (Joint) gechartert worden war, um jüdische Flüchtlinge aus Europa zu retten. Die Navamar, ursprünglich ein spanischer Kohlefrachter, war zu einem Reiseschiff für rund 300 Passagiere umgerüstet worden. Als sie am 6. August 1941 in See stach, waren jedoch etwa tausend jüdische Flüchtlinge an Bord. Schon beim Ablegen in Sevilla gab es Probleme und einige Passagiere überlebten die Reise nicht. Am 12. September 1941 ging die Navamar schließlich in Ellis Island vor Anker. In New York wurde Schneur ein offizieller Empfang ausgerichtet und er erhielt bedeutende Unterstützung beim Aufbau einer neuen Existenz.

Bereits seit Ende der Zwanzigerjahre war Zalman Schneur Hausautor bei der auflagenstarken jiddischen Zeitung *For-*



verts in New York gewesen. Die Arbeit für das Blatt war auch noch Anfang der Vierzigerjahre seine Haupteinnahmequelle und ermöglichte die Rettung der Familie Schneur aus Europa und ihre gesellschaftliche Etablierung in Amerika. Während der ersten zwei Jahre in New York lebten die Eltern im Congress Hotel, die beiden Kinder waren bereits kurz nach der Ankunft in ein Internat in Connecticut geschickt worden. Renée Rebecca, damals zwölf Jahre alt, blieb für einige Jahre im Internat, bevor sie wieder bei ihren Eltern in New York lebte. Etwas später entdeckte sie die Welt des Tanzes für sich, ging nach Spanien, änderte ihren Namen und wurde zur professionellen Flamencotänzerin Laura Toledo. Sie kehrte also nach Madrid zurück, in jene Stadt, in der sie als zehnjähriges Mädchen mit ihren Eltern für kurze Zeit gelebt hatte.

Als wir uns im Hotel in Tel Aviv trafen, war sie bereits eine Frau von 86 Jahren. Sie hatte niemals das Werk ihres Vaters gelesen. Er schrieb in Sprachen, die ihr völlig fremd waren. Zalman Schneur hatte mit ihr nicht in seiner Muttersprache Jiddisch gesprochen und sie auch kein Hebräisch gelehrt. Sie wuchs mit Französisch und später mit Englisch auf und die Sprache des Tanzes war für sie Spanisch. Ihr Leben war ein völlig anderes als das ihrer Eltern, so anders, dass es zu einer Entfremdung führte, zu einer Entfernung voneinander, die für die Tochter auch im Alter unüberwindbar blieb.

Das Wissen, dass dein Leben nicht mehr dem deiner Eltern ähnlich sein wird, ja dass du und deine Eltern nicht einmal mehr dieselbe Sprache sprechen, ist vielleicht das entscheidendste Merkmal der modernen jüdischen Kultur im Westen. Es war eine Grunderfahrung in der Beziehung Renée Rebeccas zu ihren Eltern. Und es war eine Grunderfahrung Zalman Schneurs selbst in seiner Beziehung zu den eigenen Eltern. Auch er war ein Kind, das Mutter und Vater fremd geworden war oder doch immer fremder und fremder wurde. Auch er lebte weit entfernt von ihnen – von Eltern, deren Kinder sie anblickten und darüber staunten, wie jene am Anfang einmal die Kraft gehabt hatten, sie zu zeugen.

»Meinen Vater habe ich geliebt. Aber meine Mutter, ihr Schweigen habe ich nie verstanden. Ich wollte es auch nicht verstehen. Er allein hat mich geboren«, sagte sie mir damals im Hotel in Tel Aviv. Und ich erinnerte mich an eine Fotografie: Renée Rebecca und ihre Mutter stehen am 11. März 1960 auf dem Friedhof Trumpeldor in Tel Aviv am Grab Zalman Schneurs. Seine Leiche war von New York nach Israel überführt und dort mit einem Staatsbegräbnis beigesetzt worden.

Im Winter desselben Jahres übergaben die Witwe und die Tochter den literarischen Nachlass an das Gnazim-Archiv des Hebräischen Schriftstellerverbands in Tel Aviv. Ein anderer Teil des Nachlasses verblieb in New York und wurde dem YIVO-Archiv anvertraut und noch ein weiterer Teil gelangte in die Nationalbibliothek in Jerusalem. Etwa ein halbes Jahrhundert später stellte sich heraus, dass Laura Toledo einen weiteren, bisher unbekanntem Teil des Nachlasses in ihrer Madrider Wohnung aufbewahrt hatte. In ihrem Testament erinnerte sie sich kurz vor ihrem Tod des Überrests und ließ mich in Israel anrufen, damit ich käme und die »letzten Dokumente« an mich nähme, die ihr von ihm geblieben waren. Zwei volle Kisten mit Briefen und Fotografien warteten in ihrer Madrider Wohnung auf mich.

Man konnte diese Kisten auf zweierlei Weise betrachten und beurteilen: Entweder war in ihnen all das aufbewahrt, was am Rande geblieben und vergessen worden war. Unbedeutende Überbleibsel neben Schneurs literarischem Hauptnachlass, der bereits in verschiedenen Archiven lag, entziffert und katalogisiert war. Oder aber befanden sich in diesen Kisten gerade die entscheidenden Dinge, jene, die durch das »Symptom« des literarischen Schreibens ans Licht kommen. Vielleicht lag hier der geheime Code des schneurschen Werkes oder seines Lebens verborgen. Das, was die ganzen Jahre hindurch verborgen geblieben war – absichtlich oder aus dem Wunsch, es zu verbergen.

Im Mai 2018 flog ich von Tel Aviv nach Madrid. Der Tod dieser einsamen Frau war vermutlich nahezu unbemerkt

geblieben. Laura Toledo hatte nur wenige Bekannte: ihre Haushaltshilfe, eine ältere Arbeitsmigrantin, die fünf oder sechs Jahre lang mit ihr in derselben Wohnung gelebt hatte; die Anwältin, die sich um den Nachlass kümmerte; Antonio, den Hausmeister des Gebäudes, in dem sie zehn Jahre gewohnt hatte. Der erinnerte sich mit liebevollen Worten an sie. Er schätzte sie für die herzlichen Gesten der Zuwendung während der Sonntagnachmittage, an denen er sie gemeinsam mit seiner Tochter, gelegentlich auch seiner Frau in ihrer Wohnung besucht hatte. Laura Toledo hatte ihm Französisch beigebracht. Sie hatte mit seiner Tochter Karten gespielt. Und sie hatte ihm aus ihrem Leben erzählt. Denn ja, solange sie noch lebte, konnte sie auf das Leben ihrer Eltern und Großeltern zurückblicken. Dieses Fenster in die Vergangenheit schloss sich mit ihrem Tod. Nicht mehr lange und alles – Details aus dem Leben, Eindrücke, das Gesprochene, die Erinnerungen, die Nähe zwischen ihr und ihrem Vater – würde dem Vergessen anheimfallen, schlimmer noch, es würde unwichtig, bedeutungslos werden wie die verfliegende Zeit selbst. Die harsche, schmerzhaft gewalt der Vergangenheit.

Als ich in die Wohnung kam, waren dort noch ihre Möbelstücke und andere Gegenstände. Alles befand sich in einem heillosen Durcheinander: Die Kleider waren aus den Schränken geräumt und in Kartons gepackt worden. Ihre Flamenkokleider, eine hinreißende, seltene Sammlung, sollten dem Flamencomuseum in Madrid vermacht werden. Bündelweise Briefe stapelten sich auf dem kleinen Esstisch in der Küche und auf den Sesseln im Wohnzimmer. Dekorationsobjekte, Schmuckstücke und Bilder waren sorgfältig sortiert und auf den Wohnzimmerboden und die Kommoden gelegt worden. Die meisten Bilder waren bereits abgehängt. Die Wohnungstür stand offen; ein Gutachter, ein Notar und der Museumsdirektor gingen ein und aus. Als ich eintrat, begegneten mir zwei Elektriker, der eine trug eine Leiter unter dem Arm, der andere nickte mir zu.

Ihre Haushaltshilfe, einzige Erbin ihres ganzen Besitzes, empfing mich im Wohnzimmer. Sie sprach Rumänisch, Spanisch und lückenhaft Englisch. Es war ihr anzumerken, wie erschüttert sie war. Sie trauerte nicht, jedenfalls nicht so, wie man es sich bei dem Wort »trauern« für gewöhnlich vorstellt, sondern sie war verletzt, gekränkt. Die letzte Nacht Laura Toledos, so erzählte sie mir, hatte sie sehr geängstigt. Sie war die Letzte gewesen, die ihre Hand gehalten, sie beruhigt, ihr Trost zugesprochen hatte; doch Laura habe sie abgewehrt, ja noch im letzten Augenblick kraftvoll auf ihre ausgestreckte Hand geschlagen. Dieser Schlag, diese stumme Schelte, die aus dem leidenden Körper der sterbenden Frau hervorgebrochen war, ließ ihr keine Ruhe.

Sie führte mich in den beleuchteten, an den Balkon grenzenden Korridor der Wohnung und zeigte auf die zwei vollen Kisten mit Büchern und Dokumenten. Sie standen offen auf dem Fußboden. Ich kniete mich hin und strich mit dem Finger über den Staub. Die Frau war unterdessen in einem der Zimmer verschwunden. Jetzt kam sie mit einer aus Eisen und Kupfer gefertigten Schreibgarnitur zurück, die ich mir näher ansehen sollte. Ich fuhr vorsichtig mit zwei Fingern über die Gravur im Kupfer: »Bezalel. Jerusalem.« Zalman Schneurs Tochter hatte Schreibfeder und Tintenfass ihres Vaters über all die Jahre aufbewahrt. Offenbar hatte er die Garnitur von einem Schüler des Bildhauers Boris Schatz, der 1906 die Kunstgewerbeschule Bezalel in Jerusalem gegründet hatte, für sich anfertigen lassen. Schneur war damals noch in Europa gewesen, ein Lehrling des Westens mit einer orientalisierenden, nahezu gefährlichen Sehnsucht nach dem Nahen Osten. Und jetzt, im Madrid des Jahres 2018, hatte das Kupfer eine stumpfe Patina angesetzt. In den Händen der stehenden Frau neben mir wirkten Feder und Tintenfass größer und schwerer, als sie tatsächlich waren. In der Hocke, vor den Kisten knieend, war ich nicht größer als ein kleines Mädchen von sechs oder acht Jahren. Und ich fühlte, jetzt gleichsam an Laura Toledos statt, die Sprache des Vaters, das

Gesetz des Schreibens und das Drohende der Vergangenheit, die sich in dieser Wohnung immer mehr anhäuften, immer stärker verdichteten.

Trotzdem war es Laura Toledo gelungen, inmitten dieser Gegenstände zu leben, die ihrem Vater gehört hatten. Nicht nur mit den beiden Kisten, die mir übergeben werden sollten, sondern auch mit der Schreibgarnitur, der goldenen Uhr ihres Vaters, seinen Bildern, mit Briefentwürfen und Briefmarken, die er zur Erinnerung aufgehoben hatte. Sie konnte also neben diesen Dingen leben, ohne sie zu kennen. Ohne die Sprache zu erhören, in der ihr Vater geschrieben hatte. Ohne sich dieser Autorität zu ergeben. Sie zog sich für immer davor zurück und konnte neben diesen Dingen sterben.

Ich ließ die Feder, das Tintenfass und die Uhr bei der Frau, packte den Inhalt der beiden Kisten in zwei große Koffer und nahm ihn mit. Im Hotelzimmer unternahm ich eine erste rasche Sichtung. Bett, Nachtschrank, der kleine Schminktisch, alles war von einer dünnen Schicht aus Hunderten Papieren und Fotos überzogen. Ich trank auf dem Fußboden Kaffee. Ich schaute mich um. Muffiger, beißender Geruch von Staub lag in der Luft. Staubkörnchen? Sand? Vielleicht auch einfach nur die Zeit, so lange gemahlen, dass sie zu Aschestaub geworden war.

## Die Briefe. Erste Lektüre

»Le Septembre 29/1942

Chère maman et papa (cher, cher),

Je suis une fille sans veine, j'ai dormi en-dessous une fenêtre cassée dans le Swedish pavillon, un jour qu'il pleuvait et ventait. La pluie est tombée sur moi et le vent aussi: le matin mon oreiller était toute mouillée et pendant la nuit une fille ne m'a pas laissée pousser mon lit auprès d'elle afin que la pluie ne tombe sur moi sous prétexte que ce n'est pas permis de dormir tout près l'une de l'autre.«

»29. September 1942

Liebe, liebe Mama und Papa (lieber, lieber),  
ich bin ein glückloses Mädchen, ich habe unter dem zerbrochenen Fenster in dem schwedischen Pavillon geschlafen, ausgerechnet als es draußen regnete und windete. Der Regen ist auf mich gefallen und auch der Wind: Am Morgen war mein Kopfkissen ganz nass und nachts hat mich ein Mädchen mein Bett nicht neben ihres schieben lassen, damit der Regen nicht auf mich fällt, angeblich, weil es verboten sei, dass wir so nah nebeneinander schlafen.«

Unter den Dokumenten fand ich einige wenige Briefe von Renée Rebecca Schneur an ihre Eltern in New York. Der früheste stammte vom September 1942, aus dem Internat der Cherry Lawn School in Connecticut. Er ging an die Adresse im Congress Hotel 19W 69 Street, New York City. Den Umschlag hatte Renée Rebecca entlang der mit einem gemalten Herzen versiegelten dreieckigen Lasche mit Blumen und Blättchen in blauer Tinte verziert. An der rechten Seite des Umschlags hatte sie außerdem Herzen mit den Namen der Familienmitglieder gemalt: Renée, Eli, Mama und Papa. Daneben steht: »tous ensemble« – alle zusammen. Aus diesem Verbund der Herzen führt ein Pfeil geradewegs zu einem weiteren Namen, Wadia, mit Meereswellen darunter und der Aufschrift »derrière l'océan« (jenseits des Ozeans). Wadia war das Kindermädchen, das die Familie während der Jahre in Frankreich begleitet und von der sie sich anscheinend getrennt hatten, als sie bei der Flucht die Grenze nach Spanien überquerten.

Zu Beginn des oben zitierten Briefes ist das Bemühen der zwölfjährigen Renée Rebecca erkennbar, den Alltag ihres neuen Lebens zu beschreiben. Dieses Bemühen rührt einem das Herz, denn es kämpft gegen die Gewalt der schroffen Trennung und der Kränkung an, die sie empfand. Diese Kränkung rührt zunächst von dem Entschluss ihrer Eltern,

sie und ihren Bruder zur Erziehung ins Internat zu schicken, weit fort von zu Hause. Dann von der ersten Nacht im Internat, die sie hier beschreibt, gemeinsam in einem Schlafzimmer mit weiteren Mädchen. Bei dem Versuch, sich vor Regen und Wind zu schützen, stößt sie auf Ablehnung. Renée Rebeccas kindliche Schreibschrift, ihre Entscheidung, auf Französisch zu schreiben, in der Sprache ihrer Kindheit, doch nicht ihrer Muttersprache, verweisen ebenfalls auf die Realität ihres neuen Lebens im amerikanischen Internat. Hinter all dem ist die frische Erinnerung an das große Drama spürbar – den Krieg, die Bombardierungen und die Verfolgung, die Flucht aus Europa, das Ablegen in Sevilla und die Schiffspassage nach New York. Dieser Brief, erhalten zusammen mit dem Kuvert, frankiert, abgesendet und bei den Adressaten eingegangen, ist mit der Lebensgeschichte dieser Familie verwoben und steht als historisches Zeugnis exemplarisch für die schwierige Eingewöhnung jüdisch-europäischer Flüchtlinge in ihr jeweiliges neues Umfeld nach dem Zweiten Weltkrieg.

Welches Schicksal aber hat ein Brief, der nie abgeschickt wurde? Inwiefern kann ein Entwurf, der hastig auf zwei herausgerissenen Blättern und mit unzähligen Streichungen hingeworfen wurde, als »lesbar« bezeichnet werden? Unter den sehr wenigen Briefen Renée Rebeccas an ihre Eltern befanden sich auch zwei zerfledderte Blätter in ihrer Handschrift. Das eine ist auf 1958 datiert, der späteste Brief, der gefunden wurde:

»Le 22 Juillet 1958

Père et mère,

J'espère que vous êtes en bonne santé. Moi, cela ne vous importe pas puisque vous avez décidé de me faire venir par force, chose que vous savez est impossible en ce qui me concerne. [...] Moins que vous importe-il que je ne mange pas. Car en ce moment je pèse 49 killos, mais ça n'a pas d'importance. [...] Laissez-moi mourir une fois pour

toutes car ma vie ne vaut plus la peine de la vivre ainsi. Oubliez-moi comme vous l'avez fait. Mais je dirai ceci – jamais je ne viendrai là-bas. Car je n'ai pas de temps de perdre inutilement et vous voulez à tout prix me fracasser la vie. Laissez moi en paix.«

»22. Juli 1958

Vater und Mutter,

ich hoffe, ihr seid bei bester Gesundheit. Was mich angeht, so kümmert euch das ja nicht, denn ihr habt entschieden, mich zum Kommen zu zwingen, obwohl Ihr wisst, dass mir das unmöglich ist. [...] Noch weniger kümmert es Euch, dass ich nichts esse. Im Moment wiege ich 49 Kilo, aber das ist nicht wichtig. [...] Lasst mich ein für alle Mal sterben, denn für das Leben, wie ich es jetzt führe, fehlt mir die Kraft. Vergesst mich, wie Ihr es ohnehin schon getan habt. Ich sage nur eins – ich komme nie nach dort. Denn ich habe keine Zeit zu vergeuden, doch Ihr wollt mir unbedingt mein Leben kaputt machen. Lasst mich in Frieden.«

Diese Worte wurden etwa ein Jahr vor dem Tod ihres Vaters geschrieben. Es wird deutlich, dass Renée Rebecca aufgewühlt auf eine Auseinandersetzung mit ihren Eltern reagierte. Aus der Lektüre des gesamten Briefes geht hervor, dass Zalman Schneur und seine Frau, die seit 1941 in New York lebten, ihre Tochter gebeten hatten, nach Amerika zurückzukehren. Renée Rebecca hatte New York verlassen und sich inzwischen in Spanien niedergelassen, um sich im Flamencotanz ausbilden zu lassen. Währenddessen war sie jedoch in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten geraten und in diesem Brief bittet sie ihre Eltern inständig, ihr ein monatliches Taschengeld zu überweisen. Aus ihren Worten kann man schließen, dass die Eltern sich geweigert hatten, sie zu unterstützen, und zwar, um sie so zu zwingen, ihren eingeschlagenen Lebensweg zu ändern. Die inneren Kämpfe dieser persönlichen Auseinandersetzung zwischen Renée



Rebecca und ihren Eltern, aber auch die materielle, grafische Gestalt, in die diese Worte gekleidet sind – als Entwurf eines Briefes, der nie abgeschickt werden sollte – entblößen die ethische Hierarchie beim Sichten des Nachlasses, also bei all dem, was nicht gedruckt wurde, keine Fiktion ist, bei all dem, wo ein Zweifel besteht, ob es überhaupt je zum Lesen bestimmt war; und bei all dem, wo aus der schieren Tatsache, dass es die Jahre über zwischen den übrigen Dokumenten gelegen hat, eine eigene Frage erwächst: Ist dieser zornige Entwurf ein Zeugnis, das aufbewahrt werden will? Oder wäre es vielleicht besser, ihn zu vergessen? Welchen Wert haben die Informationen aus diesem Dokument? Wurden diese Blätter professionell gesichtet und archiviert? Kann man sie überhaupt als Dokumente bezeichnen? Sind sie für eine objektive Auswertung vorgesehen, die das Biografische, Momentane und Beliebige in ein Zeugnis von allgemeiner, prinzipieller Gültigkeit verwandelt?

Dieser Brief zeigt die Feinsinnigkeit, die in der Ethik der Entzifferung dieser Schreibkultur liegt: Sie ist kein bedeutendes historisches Zeugnis für das, was tatsächlich an bestimmten Tagen geschehen ist, sondern ein Zeugnis für die Art, wie über das gesprochen wird, was geschehen ist. Es gibt hier keine kanonischen historischen Tatsachen (Ort, Reise, Migration, Verlust), sondern ein Zeugnis darüber, auf welche Weise sich diese Ereignisse innerhalb der subjektiven Erfahrung verorten. Abgesehen davon ist dieser Brief ein Entwurf, ein Manuskript, das nie abgeschickt werden sollte, sondern womöglich allein als Schreibvorlage diente. So wird der Akt des Lesens und umso mehr der des Zitierens zu einem scharfen Verstoß gegen die Bedingung, unter der dieser Brief entstand, und tatsächlich auch gegen die Gestalt der einzigartigen Bedeutung, die er trägt: Schreiben ohne das Ziel, gelesen zu werden.

Im Madrider Nachlass befinden sich auch einige wenige Briefe, die Schneur an seine Tochter geschrieben hat. Aus der Lektüre dieser Briefe lässt sich der Anlass ihrer Ausein-

andersetzung rekonstruieren. Derselbe Konflikt, der Renée Rebecca offenbar dazu brachte, diesen Brief aufzusetzen, den sie allerdings am Ende nicht abschickte. In dem Brief, den Schneur am 31. März 1954 per Luftpost aus New York nach Brasilien an seine Tochter sandte, signalisiert er Bereitschaft, eine bestimmte Summe auf ihr Konto zu überweisen, jedoch unter folgender Bedingung:

»Mais une condition: que tu chasses de ta terre et de ta tête et de ta vie ce danseur espagnol. Il fera ta vie encore plus misérable dans l'avenir. [...] Tu deviendra »a night club« danseuse de troisième rang. Dans ce cas tu n'auras plus ton père, ni ta mère, ni un support matériel, ni moral. [...] Tu es très *intelligente*, mais dans la vie tu es encore un enfant [...] on est puni si on vit seulement avec le sentiment. Il faut vivre avec le cœur *et* avec la tête ensemble.«<sup>6</sup>

»Aber unter einer Bedingung: dass du aus deinem Innern, deinem Kopf und deinem Leben diesen spanischen Tänzer vertreibst. Er wird dein Leben in Zukunft nur noch elender machen. Du wirst eine drittklassige »Nachtclub«-Tänzerin. Und dann wirst du ohne Vater, ohne Mutter, ohne irgendeine materielle Unterstützung und ohne Moral dastehen. [...] Du bist sehr *intelligent*, aber im Leben verhältst du dich noch immer wie ein Kind [...] man wird bestraft, wenn man nur nach dem Gefühl lebt. Im Leben braucht man Herz *und* Kopf zugleich.«

Was alles umfasst die merkwürdige Zivilisation des modernen Schreibens? Wie viele Zugänge und Etagen hat sie? In Renée Rebecca Schneurs Briefen ist der zögerliche Wunsch spürbar, sich aus dem Allgemeinen (der dominierenden Geschichtsschreibung und ihrer kritischen Reflexion) herauszubewegen und in die ausdrucksstarke Prosa des Persönlichen einzutauchen. Innerhalb dieser Bewegung, durch die schriftlichen Überreste des Lebens Einzelner – wie Renée

Rebeccas, der Tochter des Schriftstellers – hindurch kommt die unendliche Vielfalt der Geschehnisse und Details ans Licht, die an der Peripherie von Zalman Schneurs Lebensgeschichte und seinem schriftstellerischen Korpus existieren. So wird an dieser Stelle auch erneut die grundsätzliche Frage dieses Essays aufgeworfen: Kann man von der entgegengesetzten Seite her auf die Literatur schauen? Kann man den Blick dem Schatten zuwenden, den die Literatur auf die Welt wirft? All dem, was nicht gedruckt und nicht veröffentlicht wurde? Dem, was in keinem Archiv abgelegt ist?



# Chaja Feiga Schneurs Briefe aus Shklov

## Das Leben der Chaja Feiga Schneur

Am Freitag, dem 26. Dezember 1930, um drei Uhr nachmittags erhielt Zalman Schneur ein Telegramm, adressiert an seine damalige Adresse Rue des Alouettes 15 in Montmorency nördlich von Paris. Es kam aus Shklov und enthielt die Nachricht vom Tod seiner Mutter. Rund zwei Monate später schrieb Schneur an einen Freund: »Wir haben einen schlimmen Winter durchlebt, darum habe ich dir nicht geschrieben. Mehrere Schicksalsschläge haben uns getroffen: der Tod des Vaters meiner Frau, danach der Tod meiner Mutter.« Direkt nach diesem Satz fügt er in Klammern eine bittere Bemerkung zu den Todesumständen seiner Mutter an: »(ist buchstäblich erfroren in der Kälte im heiligen Russland. Unmöglich war es ... in den Wäldern von Shklov an Holz zu kommen).« (Schneur an Jitzchak Dov Berkowitz, 26. Februar 1931)

Chaja Feiga wurde wahrscheinlich in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts geboren und wuchs in Riga auf. Sie heiratete Jitzchak-Itsik Schneur aus der Kleinstadt Shklov, Gouvernement Mogiljov, im heutigen Belarus. Dort gründeten sie ihre Familie und Chaja Feiga gebar fünf Söhne und eine Tochter. Das jüngste Kind Jerachmeel (Raymond) kam 1900 zur Welt.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte Shklov an der russischen Westgrenze gelegen. Mit den Teilungen Polens und der Annexion polnischer Gebiete durch das Russische Reich verlor die Stadt diese strategische Position und wurde zur agrarisch geprägten Provinz. Dennoch bestand hier die Verbindung zur slawischen Kultur im Osten einerseits und zu Zentraleuropa im Westen andererseits weiterhin fort. Und

dieser doppelte Bezug charakterisierte auch die jüdische Gemeinde, die orthodox ausgerichtet, aber durch einen dominanten Einfluss der Haskala, der jüdischen Aufklärung, geprägt war.<sup>7</sup>

Die alteingesessene Familie Schneur gehörte zu den Nachfahren des Rabbiners Schneur Zalman von Liadi, der im ausgehenden 18. Jahrhundert den Chabad-Chassidismus begründet hatte. Jitzchak-Itzik hatte eine religiöse Erziehung erhalten, die das Studium der Tora und des Hebräischen mit einer allgemeinen modernen Bildung verband. Er gehörte zum Mittelstand und lebte vom Handel mit Antiquitäten und jüdischen Sakralgegenständen in russischen und polnischen Territorien. Seine Söhne besuchten die russischsprachige städtische Schule in Shklov. Wie die meisten Maskilim im Russischen Reich des 19. und frühen 20. Jahrhunderts strebte auch die Familie Schneur nach wirtschaftlicher und kultureller Integration. Zu Hause und in den Einrichtungen der jüdischen Gemeinde wurde hauptsächlich Jiddisch gesprochen, während das Russische die Kommunikation im Beruf, insbesondere im Handel, und im öffentlichen Leben bestimmte; auch Literatur und Zeitungen wurden bevorzugt auf Russisch gelesen.

Shklov verlor Anfang des 20. Jahrhunderts an Bedeutung und sah einem allmählichen Verfall entgegen. Zwar blieben die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie Schneur zunächst gesichert, doch traf der Niedergang auch die jüdische Gemeinde, die größtenteils aus Händlern und Handwerkern bestand. Ebenso büßte die Stadt nach und nach ihre Rolle als wichtiger Ort des Torastudiums und des hebräischen Buchdrucks ein, während Wilna zum unbestrittenen Zentrum für die religiöse Ausbildung in der Region wurde.<sup>8</sup> Im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg nahm die jüdische Präsenz im Gebiet des heutigen Belarus fühlbar ab. Der Wunsch nach politischer und kultureller Integration in das multinationale Reich traf auf die Anfänge belarussischer nationaler Erweckung. Ähnlich wie das jüdische nationale

Selbstverständnis, das sich bereits seit den 1860er Jahren in Zentral- und Osteuropa entwickelte, beruhte der belarussische Nationalismus auf ethnischen Konzepten und einer komplizierten Affinität zwischen patriotischen und sozialistischen Vorstellungen, auf einer Verbindung von separatistischem Partikularismus und dem Kampf um Gleichheit.<sup>9</sup> Diese neue Identitätspolitik führte zu einem diffizilen politischen Zustand, denn der jüdischen Bevölkerung als Minderheit innerhalb des multinationalen Russischen Reichs lag es zumeist fern, sich an einem der nationalen Kämpfe zwischen den verschiedenen Ethnien zu beteiligen.<sup>10</sup> Mehr noch, die Prozesse der Russifizierung, denen sich die Juden in Litauen und Weißrussland zweihundert Jahre lang hatten unterziehen müssen, galten in bestimmten Gebieten nun als unerwünscht, ja gefährlich. Nach dem Ersten Weltkrieg, dem Zusammenbruch der großen Imperien und dem neuen Arrangement nach der Revolution war das russische Judentum dauerhaft gespalten in verschiedene, meist gegensätzliche ideologische Richtungen. Diese umfassten verschiedene Schulen der religiösen Orthodoxie, eine moderne nationale Bewegung, die in Mittel- und Osteuropa bereits einige Einrichtungen gegründet hatte, verschiedene sozialistische Strömungen, manche davon in Übereinstimmung mit dem Zionismus, andere in Opposition zu ihm, sowie ein bedeutendes jüdisches Engagement in der Führungsriege des kommunistischen Regimes. Der politische Code des russischen Judentums veränderte sich derart grundlegend und wurde so vielfältig, dass viele Juden sich gesellschaftlich entfremdet und orientierungslos fühlten.

In der Tat wandelte sich die Welt um Chaja Feiga Schneur herum von ihrer Kindheit in den 1860er Jahren bis in ihr hohes Alter rasant. Sie konnte die gewaltigen Veränderungen in nah und fern miterleben: den Aufbau eines Eisenbahnnetzes im Zarenreich, das Aufkommen von jiddischen Tageszeitungen, die Ermordung Zar Alexanders II im Frühjahr 1881 und die darauf folgenden schweren Unruhen, die Dreyfus-

Affäre im Westen und den Ersten Zionistischen Kongress im Jahr 1897, den Russisch-Japanischen Krieg, die gescheiterte russische Revolution von 1905, die Massmigration nach Zentral- und Westeuropa und nach Amerika, die Beilis-Affäre, die 1911 in Kiew begann, den Weltkrieg und die Oktoberrevolution, den Bürgerkrieg sowie die andauernde, methodische Zerstörung bürgerlicher Kultur in Russland. Alle diese Ereignisse prägten Chaja Feigas Leben entscheidend. Denn die großen Würfe der Geschichte – Dampfmaschinen und Druckindustrie, Gewaltausbrüche, Revolutionen und politische Abkommen – drangen auch bis zur Schwelle ihres Hauses vor.

Anfangs wurden diese historischen und politischen Umwälzungen durch die Zeitungen verbreitet. Jitzchak-Itsik, der den Großteil der Woche aufgrund seiner Handelsgeschäfte auf Reisen war, pflegte die Schlagzeilen zu studieren, wenn er am Ende der Woche nach Hause zurückkehrte. Die Zeitungen erwarteten ihn zusammengerollt auf der hohen Holzkommode in der Wohnstube. Ein Hausierer brachte sie wöchentlich, Chaja Feiga selbst las jedoch nicht darin. Sie bat ihn herein und schenkte ihm Tee mit Warenje ein, er erzählte ihr Neuigkeiten, die inzwischen schon wieder veraltet waren. Er berichtete, was in den Städten Russlands vor sich ging, was es in Frankreich oder vielleicht an der japanischen Front Neues gab. Möglicherweise erfuhr sie aus seinem Munde auch etwas über die jüdischen Siedler im damals noch osmanischen Eretz Israel. Und in der Zwischenzeit wurden die Wege bereits kürzer und man konnte mit der Eisenbahn in die großen Handelsstädte reisen, etwa nach Odessa im Süden oder nach Warschau im Westen. Chaja Feigas Kinder wurden erwachsen und reisten fort.

Zalman Schneur, der vierte ihrer Söhne, verließ 1900 im Alter von 13 Jahren das Haus und reiste mit der Eisenbahn nach Odessa. Einige Monate wohnte er unter ukrainischen, griechischen und türkischen Zuwanderern in dieser modernen Hafenstadt. Nachdem er sich einigen dort lebenden



hebräischen Schriftstellern vorgestellt und sich mit Chaim Nachman Bialik angefreundet hatte, kehrte er enttäuscht und geschlagen nach Hause zurück. Bialik, der große hebräische Dichter, den die zeitgenössischen jüdischen Leserinnen und Leser in einem Atemzug mit Michael Lermontow und Adam Mickiewicz nannten, wohnte in einem feuchten, düsteren Zimmer und verdiente seinen Lebensunterhalt in einer Kohlenhandlung. »Als ich von dem Ort hörte, an dem der Dichter die meiste Zeit seines Tages verbringt«, schreibt Schneur in seinen Erinnerungen, »blieb mir vor Erstaunen der Mund offen stehen. Dichtung und Kohle gaben mitnichten ein schönes Paar ab.«<sup>11</sup>

In Odessa herrschte Armut und es gab große Zukunftsängste. Doch fern der kulturellen Zentren, im rückständigen Shklov, waren die Bedenken sogar noch größer. Und darum verließ Schneur im Herbst 1902 seine Heimatstadt aufs Neue, diesmal, um als Gehilfe in der Redaktion eines hebräischen Verlagshauses in Warschau zu arbeiten. Ein paar Jahre später, 1906, schrieb er sich an der Universität Bern ein. 1908 wurde er an der Sorbonne angenommen. Zalman Schneur kehrte für kurze Zeit nach Shklov zurück, um den Aufschub seiner Einberufung ins russische Heer zu erbitten, und siedelte zur Fortsetzung seines Studiums nach Paris über. Doch jedes Jahr im Frühling oder Sommer besuchte er sein Elternhaus.

Man kann sich gut vorstellen, wie er bei diesen Besuchen Eindrücke aus der Ferne und von unterwegs mitbrachte. Er trug jetzt einen Anzug wie die Städter, er frisierete seinen Bart. Zalman erzählte den Familienmitgliedern zu Hause von Warschau, Odessa, Berlin und Paris, von den gepflasterten Straßen und den Steintreppen, den Straßenbahnen und der elektrischen Straßenbeleuchtung. Und vielleicht kam er am Rande auch auf die melancholische Nähe zum Unendlichen und zur Leere zu sprechen, die in diesen Städten spürbar war. Ja vielleicht gestand er sogar, dass diese betörende Melancholie, die dem Gemeinwesen und dem religiösen

Geist, in dem Zalman aufgewachsen war, so fremd erschien, in seinem Innern Wurzeln zu schlagen begann. Von der seit Kindertagen vertrauten jüdischen Lebensweise mit ihren täglichen Ritualen und dem jährlichen Festkreis hatte er sich bereits entfernt.<sup>12</sup> Vielleicht erzählte er von einem Zimmer, das er gemietet hatte, von der Lampe mit dem grünen Glaschirm, die schummrige Licht verbreitete. Wie er in Paris nachts allein am Ufer der Seine umherstrich oder wie in Odessa sein Blick am Horizont des Schwarzen Meeres hing. Am Ende vielleicht sogar von einem eiligen, gewaltsamen, angstvollen Liebesabenteuer im Dunkel des Stadtparks. Bei nochmaligem Nachdenken aber scheint es eher unwahrscheinlich, dass er über diese Dinge sprach. Unwahrscheinlich, dass er es wagte, seinen Eltern oder Brüdern in Shklov zu gestehen, welche ästhetische, emotionale und sexuelle Bildung und Einführung in das moderne urbane Leben er erfuhr. Er redete nicht. Er schrieb darüber Gedichte auf Hebräisch und Jiddisch. Lyrische, traurige Gedichte, die in Literaturzeitschriften in Wilna und Warschau erschienen. Er schrieb Kurzgeschichten mit bitteren, noch immer in ihm brodelnden Bildern seines Zuhauses in Shklov. Er beschrieb das Stroh auf dem Dachboden, die Essecke in der Küche, das Küchengeschirr und die Bettwäsche, die Teestunde, die Tiere auf dem Anwesen, den Matsch und die umgebenden Wälder. In diesen frühen Geschichten erzählte er auch von Warschau. Die Stadt stand modellhaft für alle anderen, die er ersann: lärmend, mit armen Studenten in zerrissenen Jacken und der Tochter der Hauswirtin, die abends in sein Zimmer kam und ihren Zopf löste. Und dann die langen Nächte des Schreibens und der Einsamkeit bis zum Morgengrauen, bis am verdeckten Horizont ein einziger trüber Lichtstreifen aufleuchtete. Diese frühen Geschichten wurden 1906 in Warschau zusammengestellt und unter dem Titel *Aus dem Leben und dem Tod* gedruckt.

Für eine gewisse Zeit muss er gefühlt haben, dass zwischen diesen Städten und Shklov ein unüberbrückbarer

Abstand herrschte, größer als auf der Landkarte verzeichnet und länger als die Eisenbahnlinie, die ihn dahin und wieder zurückbrachte. Vielleicht fühlte er auch, dass zwischen seiner Muttersprache und der Sprache seines literarischen Werks ein Abgrund des Unverständnisses klappte. Auch wenn sich die beiden auf Jiddisch unterhielten, auch wenn sie gemeinsam ein Gebet auf Hebräisch hörten, so gingen ihre Wörter doch getrennte Wege, verzweigten und entfernten sich in verschiedene Richtungen: Seine Muttersprache war nicht mehr die Sprache seines Herzens. Und er wiederum hatte sie, die einst so vertraute Sprache seiner Kindheit, wahrscheinlich schon nicht mehr im Ohr.

Im Sommer 1903 schrieb er während eines Besuchs in Shklov an Bialik: »Seit einem Monat sitze ich hier in Shklov im Schlamm versunken. Der Regen tröpfelt. Die Straßen sind voller Matsch [...] und die Stadt ist klein und verdreckt mit Erdlöchern.« (Schneur an Bialik, 1903)

Im März 1905 schrieb er seinem Freund Jitzchak Dov Berkowitz, dass sein Vater ihn in Warschau besucht und inständig gebeten habe, zu Pessach doch nach Shklov zu kommen. Noch im selben Monat beschreibt er seine Heimkehr so: »Die Katze räkelt sich wie gewöhnlich auf dem Ofen. Mama hat alle Hände voll zu tun und überhäuft mich mit Liebe, mit so viel Liebe, dass ich sie gar nicht ganz in mich aufnehmen kann.« (Schneur an Berkowitz, 27. März 1905) Im Jahr 1904 hatte er in Shklov eine autobiografische Geschichte mit dem Titel *Nach Hause* beendet, in der es heißt:

»Etwas fehlte mir, aber ich wusste nicht, wo ich es finde und was es ist, das ich suche. Doch eines fühlte ich, dass es diese Sache in unserem Shtetl nicht gibt. Im Shtetl gibt es Schlamm, Ziegen, Schweine, Hühner, Wald und Feld und einen weiten Himmel, doch ›diese Sache‹ fehlt hier. Papa schlägt und sagt: ›Sei ein Mann!‹ Was für ein Mann? Gut möglich, dass auch ihm diese Sache fehlt.«<sup>13</sup>

Im Mai 1914 besuchte er sein Geburtshaus zum letzten Mal. Danach kehrte er nicht mehr nach Shklov zurück. Er sah seinen Vater nicht noch einmal, der 1921 verstarb, und auch seine Mutter nicht, die ihren Mann um ein Jahrzehnt überleben sollte.

Am 17. oder 18. Mai nahm er zum letzten Mal Abschied von seinen Eltern und fuhr nach Odessa. Von dort reiste er weiter ins schwedische Malmö und verbrachte im Juli einige Wochen in Kopenhagen. Als im August 1914 der Krieg ausbrach, befand er sich bereits in Berlin, wo er während der Kriegsmonate blieb. Von dort aus versuchte er, Nachrichten über das Schicksal seiner Familie zu erhalten.

Im Verlauf des Krieges wurde Shklov von den Deutschen erobert. Am 25. März 1918 erklärte die Belarussische Volksrepublik (BNR) ihre Unabhängigkeit. Deutschland unterstützte diese Bestrebung, um polnische Gebietsansprüche zu untergraben. Infolge des Rückzugs der Deutschen und der bolschewistischen Eroberung wurde dann jedoch am 1. Januar 1919 die Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik (BSSR) ausgerufen. Auf Grundlage des Friedensvertrags von Riga annektierte Sowjetrußland 1921 die östlichen weißrussischen Gebiete, darunter auch Shklov.<sup>14</sup>

Bis Ende 1915 flüchteten rund eine Million Juden aus den umkämpften Gebieten in die großen Städte im Osten (Moskau, Wilna) und Westen (Krakau, Budapest, Wien).<sup>15</sup> Auch die Familie Schneur spaltete sich in diese beiden Himmelsrichtungen. Zwei Söhne, Jescha'jahu und Elijahu, dienten während des Krieges im russischen Heer. Der jüngste, Jerachmeel, zog in die Stadt Bogorodsk östlich von Moskau und arbeitete dort in einem Betrieb. Zalman und Dov-Ber dagegen flüchteten in verschiedene Städte Zentral- und Westeuropas. Die Eltern, die gemeinsam mit ihrer einzigen Tochter Kaschja in Shklov blieben, hatten nicht vor, in den Westen zu flüchten. Auch nach der Revolution, auch nachdem sie all ihr Geld und abgesehen vom Haus auch all ihren Besitz verloren hatten, blieb Rußland für sie der einzige Ort, an dem

sie leben konnten. Jitzchak-Itzik hatte am Ende des 19. Jahrhunderts eine Lizenz besessen, die ihm den Handel in Sankt Petersburg und Moskau erlaubte. Möglicherweise hatte er während der schweren Kriegsjahre in Shklov versucht, mit seiner Familie nach Osten zu flüchten. Von hier aus wird verständlich, warum Zalman Schneur im April 1918 seinen Freunden in Odessa schrieb: »Ich weiß nicht, was tun jetzt, ob ich nach Hause, das heißt nach Shklov reisen soll, wenn ich nicht weiß, ob meine Eltern dort geblieben oder nach Moskau geflüchtet sind.« (Schneur an Bialik, 3. April 1918) Im Oktober 1918 wird klar, dass er inzwischen detaillierte Nachrichten von zu Hause empfangen hatte, denn er schrieb an Bialik: »Zwei meiner Brüder haben in den russischen Kriegen gekämpft. Einer kam in ungarische Gefangenschaft und kämpfte dort für ein Jahr. Jetzt ist er vor einigen Wochen aus der Gefangenschaft geflohen.« (Schneur an Bialik, 26. Oktober 1918) In den kommenden Jahren wird Schneur als ferner Zeuge auf den Zerfall des Hauses in Shklov und die schwere, beschämende Auflösung seiner Familie schauen.

In den Jahren nach dem Krieg fehlte es Chaja Feiga Schneur und ihrer Tochter Kaschja nahezu an allem. Jitzchak-Itzik war inzwischen verstorben, Dov-Ber, der älteste Sohn, galt nach seiner Flucht nach England als verschollen. Der jüngste Sohn, Elijahu, diente an der ungarischen Front. Im Nachlass befinden sich drei Postkarten, die er 1917 aus Ungarn an Zalman sandte, der in Berlin in bürgerlichem Arrest saß. Auf den Postkarten erscheint der Stempel der russischen militärischen Zensur und daneben ein Aufkleber auf Deutsch: »aus Anlass des Krieges in Deutschland zurückgehalten«. Nach dem Krieg kam Elijahu Schneur anscheinend nach Moskau. Anschließend ging er von Moskau nach Bogorodsk, wo der jüngste Bruder Jerachmeel wohnte. Am 8. Mai 1920 verstarb Elijahu dort, offenbar an Typhus, an dem er bereits während des Krieges erkrankt war. Am 2. September desselben Jahres sandte Jerachmeel ein Foto des Grabsteins. Jerachmeel reiste daraufhin nach Petersburg zu seinem Bruder

Jescha'jahu. Zalman hingegen blieb während dieser ganzen Jahre im Westen.

Und ja, schon Jahre zuvor, vielleicht schon zu Beginn des Jahrhunderts wusste Chaja Feiga Schneur wohl, dass die Zeit, die Epoche, die Ereignisse sich immer enger um sie und ihre Familienmitglieder schnürten. Gewiss fühlte sie immer öfter, wie diese Dinge bereits sacht an ihr Leben rührten. Sie selbst verließ Shklov und die nahe Umgebung nicht. Sie überquerte nicht auf einem Dampfschiff den Atlantischen Ozean und es ist zu bezweifeln, dass sie jemals dritter Klasse mit der Eisenbahn nach Odessa oder Warschau fuhr. Vielleicht betrachtete sie mit einer gewissen Skepsis die Postkarten mit Ansichten von Paris oder Berlin, die Zalman ihr schickte. Bis zum Ende ihres Lebens hielt sie dieselben alltäglichen Routinen aufrecht: Sie säte im Gemüsegarten vor dem Haus Rüben und Kohl, kochte Marmelade aus den Sommerfrüchten, schürte im Winter das Feuer im Holzofen, ging am Schabbatabend und an Festtagen in die Synagoge, murmelte still ihr Gebet, entzündete Kerzen. Sie buk weiterhin Matzen für Pessach, bereitete Wein aus Rosinen zu. Sie hing bis zu ihrem Ende an denselben gewohnten Redewendungen, die sie in ihrer jiddischen Muttersprache kannte: »lieber ein lebendiger Hund als ein toter Löwe« (Brief 32) oder »eine doppelte Schnur ist stets stärker« (Brief 1) – Redewendungen, die allgemein und bodenständig genug waren, um sie auf jedes Lebensereignis anzuwenden.

Doch ganz allmählich, verstohlen, nahm im Schatten dieser Dinge irgendwo in ihrem Bewusstsein die schwerwiegende, sichere Ahnung eines Endes Form an. Das Leben Chaja Feiga Schneurs aber verharrte außerhalb der großen Veränderungen der Zeit. Sie war nicht unter den Passagieren, die sich nach einer erschöpfenden Seereise der Augenuntersuchung durch die Beamten der Einwanderungsbehörde in Ellis Island unterziehen mussten. Sie gehörte nicht zu den Revolutionären, die die Marseillaise sangen und im Geheimen Manifeste druckten. Zu Beginn des 20. Jahr-

hundreds blieb sie Zaungast, als die Arbeiter in den Straßen von Shklov demonstrierten. Sie hortete die russischen und jiddischen Zeitungen und steckte sie zwischen die heiligen Bücher ihres Mannes und die literarischen und populärwissenschaftlichen Broschüren, die ihre Söhne lasen. Das tägliche Einerlei im Leben der Witwe Schneur wirkt wie ein Epilog, wie der Schlussstrich unter eine Epoche – nach ihr würde nichts so bleiben, wie es einst gewesen war.

Chaja Feiga existierte am Ende der Dinge. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts symbolisierte ihr ganzes Dasein eine Welt von gestern. Sie las und schrieb hauptsächlich auf Jiddisch, vielleicht ein wenig auch auf Russisch. Gelegentlich bekam sie aus Warschau jiddische Romane – vielleicht von Scholem Alejchem oder später von Schalom Asch – zugesandt, die sie las, um die Zeit »totzuschlagen«. Sie verstand zu feilschen und erprobte ihre Talente im Handel, reiste in die Bezirkshauptstadt Mogiljov und kehrte mit Stoffen für den Schneider in Shklov zurück. Sie wusste Bruchstücke von hebräischen Gebeten auswendig. Sie beriet sich öfter mit dem Rabbiner. Sie tauschte Meinungen mit ihren Nachbarn aus. Sie erzog ihre Kinder, so gut sie konnte – das heißt, so gut es ihr gelang, die neue Welt zu verstehen, in die diese Kinder hineingeboren worden waren. Nach dem Krieg schrieb sie ihnen, dass die Leute sich so verändert hätten, sie seien gar nicht mehr wiederzuerkennen, und dass das Leben jetzt völlig anders sei als früher. »Meine Kinder, möge Gott euch alles geben, worum ihr bittet, ich werde euch nicht belästigen und nicht sagen, was ich denke. Überhaupt, was für Gedanken kann eine Frau wie ich schon haben. Ich weiß nur, dass man sein Leben leben muss. Das ist alles.« (Brief 1)

Das Ende von Chaja Feiga Schneurs Leben begann in der Revolution von 1917 oder sogar schon früher, mit Ausbruch des Weltkrieges. Als die Kämpfe sich beruhigt hatten, versuchte sie, ihre Kinder ausfindig zu machen. Aus Berlin kamen Briefe von Zalman, der gerade sein Leben neu einrichtete und vorhatte, demnächst nach Amerika zu gehen.

Im Jahr 1920 erfuhr sie vom Tod ihres Sohnes Elijahu. Die Spur ihres ältesten Sohnes und seiner Familie verlor sich im Londoner Exil. Als den übrigen Kindern klar wurde, dass Dov-Ber nicht mehr am Leben war, verheimlichten sie es vor der Mutter. Im März 1925 schreibt Chaja Feiga an Zalman, sie bleibe »mit leeren Händen zurück und Gott allein weiß, was werden wird. [...] Das Altern fällt mir schwer, und vor allem fällt es mir schwer, die Tatsache anzunehmen, dass Elijahu verloren ist. Und dass man mir nicht erzählt, was mit Dov-Ber geschehen ist, tut mir nicht gut. Ich mache mir Sorgen und kann mich nicht beruhigen.« (Brief 20) Allem Anschein nach erfuhr sie in den folgenden Jahren vom Tod ihres Erstgeborenen, der offenbar schon im Februar 1918 verstorben war. Zalman suchte 1929 die letzte Ruhestätte seines Bruders in London auf und schickte ihr von dort einen Brief mit einer Beschreibung von Grab und Stein. (Brief 21)

Chaja Feiga Schneur blieb also in Shklov mit ihrer einzigen Tochter Kaschja, die ihr in Krankheit und Einsamkeit beistand, bis auch sie vermutlich Anfang 1930 das Haus verließ. Während dieser Jahre des Schweigens, nachdem die gewaltige Woge der Geschichte – Revolution, Krieg und Verlust – über die Familie hinweggegangen war, begann sie, Briefe zu schreiben. Ihre Briefe sandte sie nach Paris, Vichy, Berlin, Petersburg, Moskau, London, New York – in all die Orte, in die es ihre Kinder verschlagen hatte. Mit enormer Anstrengung setzte sie die Karte der neuen Welt zusammen, einer Welt, die sie ausschließlich entlang der Pfade kannte, die ihre Kinder gewandert waren. Sie zeichnete die Karte dieser Welt nach den Veränderungen, die in den Leben ihrer Kinder stattgefunden hatten; sie vermerkte darin die Termine der Hochzeiten und der Geburten der Enkel, ihrer Enkel, von denen sie nur die Namen erfahren hatte und die Porträts sehen konnte.

»Gestern waren sehr liebe Gäste bei mir zu Besuch«, schrieb sie im Juni 1930. »Ich habe Bilder von meinen zwei Enkeln bekommen, einem Jungen und einem Mädchen,



Jescha'jahus Kinder. Sie waren meine zwei Gäste.« (Brief 14) Nur wenige Jahre zuvor hatte sie mit demselben elegischen Unterton die Bilder von Zalman, seiner Frau und seinem Sohn erwähnt. »Diese Bilder stehen bei mir auf dem offenen Regalbrett im Küchenschrank. Ich schaue sie die ganze Zeit an und das ist mein Trost nach allem, was uns geschehen ist.« (Brief 8) Chaja Feigas Lebensmittelpunkt, das kleine Shklov, lag in der neuen Welt ihrer Kinder und Enkel weitab in der Ferne. Die Landkarte dieser neuen Welt war gezeichnet durch Entfremdung und Ungewissheit. Und doch versuchte die Mutter mit ganzer Kraft, etwas, und sei es auch noch so wenig, von dem Verlorenen zu sich zurück-zuholen.

## Die Briefe

Der Nachlass in Madrid enthält rund vierzig handschriftliche jiddische Briefe Chaja Feiga Schneurs an ihren Sohn Zalman. Die Briefe enthalten Schreibfehler und sind schwer zu entziffern. Sie sind in regional gefärbtem, vom mündlichen Ausdruck geprägtem Jiddisch verfasst, durchsetzt mit Ausdrücken in biblischem Hebräisch, in Russisch und Belarussisch. Das Briefpapier ist zwei- oder viermal gefaltet und in Kuverts gesteckt worden, doch sind diese zusammen mit den Briefmarken, den Poststempeln und damit den Versanddaten verloren gegangen. Da genaue Datierungen fehlen, kann man nur schätzen, dass Chaja Feiga die Briefe wohl von den frühen Zwanzigerjahren an versandt hat. Der erste Brief, der sich sicher datieren lässt, wurde im April 1923 verschickt, der letzte Brief wohl im Juni 1930, ein halbes Jahr vor ihrem Tod.

Am Anfang jedes Briefes vermerkte Chaja Feiga Schneur den Wochentag und das Datum, allerdings ohne Jahresangabe. Letztere wurde daher größtenteils durch einen Vergleich des Briefinhalts mit Ereignissen aus der gut doku-

mentierten Biografie Zalman Schneurs rekonstruiert. Bei der Datierung halfen außerdem gelegentlich verschiedene Begleitdokumente, so etwa eine rare Fotografie aus Shklov, die Jerachmeel während eines Besuchs bei der Mutter an seinen Bruder Zalman sandte. Auf der Rückseite notierte er: »An den lieben Zale von Jerachmeel. Shklov. 12. April 1923 (neben dem Hühnerstall).« Dieses Bild steht vermutlich in Zusammenhang mit zwei frühen Briefen Chaja Feigas. Beide müssen um Pessach herum im Zeitraum zwischen Jitzchak-Itsiks Tod 1921 und der Hochzeit Zalmans im Sommer 1924 verfasst worden sein. In einem davon gesteht sie ihre Sorge, dass vielleicht keines ihrer Kinder zu Pessach käme. »Von allen«, schreibt sie, »hat nur Jerachmeel versprochen, dass er kommt.« Im zweiten, späteren schreibt sie, dass Jerachmeel tatsächlich zum Fest gekommen sei, und sie erzählt sogar von einer Auseinandersetzung wegen einer geplanten Reise nach Amerika, die bei diesem Besuch zwischen ihnen stattgefunden habe. Diese Indizien, das datierte Foto sowie der auf dem zweiten Brief vermerkte Tag und Monat, führten zur genauen Datierung auf den 15. April 1923. Das Foto wurde also während dieses Besuchs Jerachmeels bei der Mutter aufgenommen.

Unmittelbar nach dem Krieg, in den frühen 1920er Jahren, verfasste Chaja Feiga ihre Briefe konstant, hartnäckig, geradezu in einem Kampf ums Überleben. Sie beschreibt darin detailliert die steigenden Preise für Mehl, Reis und Kartoffeln und bittet Zalman in Berlin, ihr Tee und Zucker zu schicken. Sie kauft Ware in Mogiljov und versucht, sie in Shklov zu verkaufen. Sie kalkuliert die Kurse der Inflation. In der Mitte der Zwanzigerjahre berichtet sie, dass ein Dollar etwa 70 Rubel wert sei. Ein halbes Kilo koscheres Fleisch koste 300 Rubel. Sie gesteht, dass sie Schulden machen musste. Sie versucht, das Haus zu verkaufen und findet keine Käufer. Sie ist gezwungen, einen Teil des Hauses zu vermieten. Sie beginnt, Möbelstücke zu verkaufen: zuerst die Schränke und die Kommoden, danach die Stühle. Einer ihrer Mieter, dessen

geräumiges Haus von den Behörden beschlagnahmt wurde, rettet von dort zwei Stühle und bringt sie zu ihr. Sie klagt über Kopfschmerzen, schwach werdende Glieder. Sie sucht den Arzt auf. Der Arzt untersucht sie und stellt fest, »der ganze Körper ist verdorben«. (Brief 39) Der Zusammenbruch beginnt. Das letzte Jahrzehnt ihres Lebens, dokumentiert in den Briefen, die sie an Zalman Schneur sandte.

Doch zu dieser Ferne kommt noch etwas hinzu. Die Briefe Chaja Feiga Schneurs sind in ein zusätzliches Korpus von Schriften eingebunden. Denn in ebendiesen 1920er Jahren spann ihr Sohn Zalman in Westeuropa ein Gewebe aus fiktiven Texten. Im Laufe eines Jahrzehnts machte ihn das Gespinnst von Erzählungen, das er über seine Heimatstadt Shklov geschrieben hatte, in der ganzen aschkenasischen Welt bekannt. Die Texte wurden 1929 in einem einzigen Band versammelt, der unter dem Titel *Die Juden von Shklov* erschien. Einige von ihnen waren bereits 1913 in der jiddischen Zeitung *Der Moment* in Warschau als *Bilder aus dem Shtetl* veröffentlicht worden. Nach dem Krieg dagegen, ab 1925, erhielten sie den Titel *Bilder aus dem jüdischen Shtetl im Russland von einst*.

Die Geschichten entfalten die Lebensereignisse einer einzigen Familie, die wie die Familie Schneur in der Straße der Synagoge von Shklov wohnt. Die Mutter heißt auch hier Feiga, der Vater trägt den Namen Uri. In dem Gewebe aus Erinnerung und Fiktion, das Schneur in diesen Geschichten spinnt, beschreibt er zum Beispiel, wie Feiga den Hausierer mit den Zeitungen in ihrem Haus empfängt oder wie sie eine Demonstration von Revolutionären beobachtet, die durch die Straße zieht:

»Zur Teestunde am Schabbat bricht die Nachbarin Elisheva, die Frau des Sattlers, herein und fällt ganz außer sich über Tante Feiga her:

»Meine Feiga, mein Herz, mein Schatz. Da draußen gehen sie wirklich mit einer ›Demonstration‹ vorüber.«

›Was? Wer? Wo gehen sie?‹

›... und mit einem ganzen Orchester‹, keuchte Elisheva, ›sie sind schon auf der Karpylivka ... Sie haben Revolver ...‹

›Wer ist ›sie‹, wer denn?‹

Woher genau konnte sie das wissen; aber alle dort schreien ›vorwärts‹, der Polizist des Viertels hatte sich irgendwo versteckt und jetzt schritten sie geradewegs zur Straße der Synagoge ... Tante Feiga wurde ganz rot vor lauter Ärger und schlug die Hände gegeneinander. Keiner im Hause Uris wusste genau, was ›Demonstration‹ bedeutet, aber alle begriffen bereits sehr genau, dass irgendetwas nicht offen ausgesprochen wurde. Sogar der jüngste Sohn Jerachmeel verstand das, denn er ließ die Marmelade im Einmachglas stehen und rannte zum Fenster. Tante Feiga band das Tuch auf ihrem Kopf fest. Menschen, die Angst haben, wollen sich verteidigen, darum hüllte sich Tante Feiga gut in ihr Kopftuch. Nur Onkel Uri setzte die schon abgekühlte Teetasse nicht ab. Er trat mit der Tasse in der Hand ans Fenster. Das tat er zum Zeichen, dass er keine Angst hat. [...] Kurz darauf war ein gedämpftes Flüstern zu hören, dann Gesang. [...] Anschließend war erstmals eine Traube von schwarz gekleideten jungen Frauen und Männern zu erkennen. Ein eng zusammengedrängter Kreis, der sich gemessen vorwärtsbewegte. Und zwischen den Dahinschreitenden rechts in der Mitte flatterte eine rote Flagge mit gelben Buchstaben, die für einen Moment aussah wie eine Parochet, ein Toravorhang, etwas ganz anderes.«

Die Arbeiterdemonstration richtet sich gegen die in der Stadt ansässigen Händler, darunter auch Feiga und Uri. Sie steht für das politische, kritische Fundament der Shklov-Erzählungen und den satirischen Blick auf die Epoche der Revolutionen in Russland. Die meisten Shklov-Erzählungen aber sind dem täglichen Leben gewidmet, wie es bis zu den Revolutionen das Dasein osteuropäischer Juden prägte, die

in ihren Wohnorten tief verwurzelt waren. Die Shklov-Erzählungen beschreiben en détail einen nahezu belanglosen, ganz und gar gewöhnlichen Lebensalltag, der sich scheinbar außerhalb der dramatischen historischen Ereignisse vollzieht. Durch diese Detailtreue – Feste und Trauerzeiten, das Feilschen auf dem Markt, Kindererziehung, Mittagsschlaf, Küchen- und Gartenarbeit – wird das begriffliche Fundament der jüdischen Existenz greifbar. In den Lebensbildern, die Schneur über die alte Heimat schrieb, scheint immer wieder für Augenblicke die transzendente Dimension der jüdischen Existenz im östlichen Europa durch. Auch diese Dimension existiert gleichsam jenseits der Historie. Sie ist größer als die Summe aller Stunden des Tages, die sich in den Lebenserinnerungen des Verfassers wie auch seiner Leserschaft, der jüdischen Migrantinnen und Migranten im Westen, angesammelt hat. Diese Lebensgeschichten zeichnen ein lebendiges Bild der Mutter, Feigas, wie sie zum Markt geht und eine Orange kauft, die mit dem Schiff aus dem Heiligen Land gekommen ist. Oder wie sie in der Küche Himbeermarmelade macht, sich die Kleider befleckt und vor lauter Anstrengung rote Wangen bekommt:

»Tante Feiga kocht heute Marmelade ein, man muss sich sputen, denn die Zeit der Himbeeren ist bald vorüber. Tante Feiga beeilte sich also, zum Markt zu kommen, kaufte dort eine ganze Kasserolle voll mit Himbeeren, etwa fünfzehn Kilogramm Zucker und kochte ein. Die Zipfel ihres Kopftuches verknotete sie hinten im Nacken. Was bedeutete – dass im Haushalt eine große Arbeit anstand. [...] Tante Feigas Wangen glühten, ihre Nasenspitze wurde rot, sie hatte sauren Fruchtsaft an den Fingern und auf ihrer weißen Schürze – das Blut der Himbeere. Ihre Lippen blühten und das Licht der Jugend strahlte aus ihren Augen. Heute ist alles an ihr süß, alles klebt, sie ist übermäßig fleißig und emsig wie die Biene, wenn sie Honig sammelt.«

Dieser Text wurde erstmals am 8. Mai 1914 in der jiddischen Zeitung *Der Moment* in Warschau gedruckt. Um diese Zeit herum, von Anfang Mai bis zum 17. oder 18. desselben Monats, war Zalman Schneur ein letztes Mal zu Besuch in seiner Heimatstadt gewesen. Und er war bereits ein relativ bekannter Schriftsteller. In den ab Mai 1913 wöchentlich erscheinenden Shklov-Erzählungen schildert er die glänzende Fülle des Lebens, die aus dem Grau des russischen Winters hervorbricht. Die Zeitungsausgabe mit dieser Erzählung kam vermutlich noch während seines Aufenthalts in Shklov dort an und wurde wohl in seiner Anwesenheit, vielleicht sogar von ihm selbst gelesen. Daher verwundert es nicht, dass er in einem Brief aus Shklov vom 11. Mai 1914 an einen seiner Freunde in Berlin schreibt, man habe ihm zu Ehren eine Feier ausgerichtet, ihm einen Rübenkranz gereicht, viel getrunken und sei erst gegen Morgen nach Hause zurückgekehrt. Am Vorabend des Weltkrieges war Schneur bereits der Chronist des Lebens dieser Gemeinde. Wer von ihren Mitgliedern ihn zu dieser Zeit in Shklov traf, begegnete nicht nur dem populären Erzähler, der den Namen ihrer Stadt in der Literatur berühmt machte, sondern tatsächlich auch Shklovs künftigen Grabredner.

Mehr als zehn Jahre später, am 12. Juni 1927, wurde diese Erzählung im Rahmen einer Neuausgabe der Shklov-Erzählungen im *New Yorker Forverts* noch einmal gedruckt. Inzwischen war die Beschreibung Feigas, die aus den Sommerfrüchten Marmelade kocht, zu einer fernen Erinnerung geworden. Tatsächlich war diese Beschreibung geradezu das Gegenbild ihres damaligen wirklichen Lebens. Denn bereits in diesen Jahren waren ihre Briefe voll tiefer Einsamkeit, schrieb sie, dass sie sehr geschwächt sei. »Da ist nichts, mit dem man Seele und Körper stärken könnte. Seit vier Monaten schon ist kein Geld mehr gekommen und ich werde immer schwächer. Man hat kein Holz zum Heizen, hat kein Brot. Und das Brot, das es gibt, kann ich nicht essen [...].« (Brief 15) In einem anderen Brief bekennt sie, dass es ihr schon seit

fünfzehn Jahren an allem im Leben fehle. »Man muss etwas für den Winter aufsparen, doch ich habe weder ein Kleid zum Anziehen noch eine Kopfbedeckung noch warme Schuhe für die Füße. Was soll nur werden?« (Brief 8) »Mein Leben hat nichts Interessantes, es gibt nichts zu erzählen, außer dass ich lebe.« (Brief 5)

### Die verlorene Welt von Shklov

Aber Schneur hatte etwas zu erzählen und seine Geschichten aus Shklov, die wöchentlich in jiddischen Zeitungen in Warschau und New York herauskamen, wurden äußerst populär. Im Herbst 1928 berichtete er seinem Lektor Abraham (Abe) Cahan von einer Gruppe Leser, die ihn in Paris persönlich treffen und begrüßen wollte. »Ich gebe zu, dass mich das überrascht hat«, bekannte Schneur, »nicht weil ich ein bescheidener und schüchterner Mensch wäre, sondern weil ich wirklich nicht gedacht hätte, dass *Die verlorene Welt von Shklov* ein derart großes Echo finden würde.« (Schneur an Ive Kohn, 14. Februar 1928) In einem Interview von 1927 charakterisierte er die Erzählungen auf ähnliche Weise: »Die dichterische Ethnografie eines Shtetls in Weißrussland, dessen Leben, Bräuche und Persönlichkeiten inzwischen völlig zerstört sind.« (Interview Moshe Ungerfelds mit Schneur, 1927) Tatsächlich aber war diese »verlorene Welt« alles andere als verloren, sie existierte weiter und blieb auch nach dem Krieg in seinem Werk präsent.

Schneur sah die große Zahl von Hunger und Grauen gezeichneter jüdischer Flüchtlinge aus Osteuropa, die im Laufe der 1920er Jahre nach Berlin gelangten. Gemeinsam mit anderen jüdischen Exilanten aus Russland, die sich bereits vor dem Krieg in Mitteleuropa niedergelassen hatten, richtete Schneur jetzt seinen Blick nach Osten. Die jüdische Welt dort erschien jetzt noch fremder und geschwächer als ehemals, zugleich jedoch erinnerte sie an ein vormodernes Judentum,

das die Schätze der Vergangenheit – die Volkslieder, die Legenden des Chassidismus oder den Siddur, das jüdische Gebetbuch – für die Nachwelt bewahrten. Ein Teil davon war bereits in Forschungsarbeiten und Anthologien zusammengestellt worden, wie sie etwa Martin Buber, Micha Josef Berdyczewski oder Samuel Joseph Agnon in Berlin besorgt hatten. Im Jahr 1923 wurde in Berlin Schneurs hebräisches Poem *Wilna* gedruckt, in dem er dieses traditionsreiche jüdische Zentrum, das »Jerusalem des Nordens«, beschrieb, in dem sich Orthodoxie, Haskala und jüdisch-nationale Renaissance auf besondere Weise miteinander verbanden. Dieses Poem war erstmals 1919 in einer hebräischen Zeitschrift in New York erschienen. Der Berliner Ausgabe waren zehn Zeichnungen des jüdisch-deutschen Künstlers Hermann Struck beigegeben. Sie zeigen fromme Juden in traditioneller Tracht, wie der Maler und Grafiker sie selbst gesehen hatte, als er während des Weltkrieges in Litauen als Offizier im deutschen Heer diente. Der Zyklus von Zeichnungen war zuvor schon einmal 1920 in Arnold Zweigs Buch *Das ostjüdische Antlitz* abgedruckt worden. Doch trotz der künstlerischen Zusammenarbeit konnte Schneur den romantischen Blick Strucks auf das osteuropäische Judentum nicht teilen. Denn im Gegensatz zu diesem war Schneur selbst einer von dort. Hätte er Odessa nicht im Frühjahr 1914 verlassen, um rasch nach Berlin zurückzukehren, wäre er ins russische Heer eingezogen worden und so vielleicht auch Struck in Litauen begegnet – auf der anderen Seite der Front.

Die Folgen des Weltkrieges und der Oktoberrevolution nahm Schneur nicht nur in Gestalt der Flüchtlinge wahr, die nach Berlin strömten, sondern auch in den Briefen seiner Mutter, die ihn zunächst in seiner Berliner Wohnung und später in seinem Haus in Paris erreichten. In ihrer großen, dicht gedrängten Handschrift, detailreich und gelegentlich voller Fehler vor Aufregung oder Anstrengung beschrieb sie ihm die Lebensbedingungen in Shklov. Energisch versuchte sie, ihm zu erklären, ja zu beweisen, was er nicht verstehen



konnte oder – dies war ihr Verdacht – nicht verstehen wollte. »Ich danke meinen Eltern, dass sie mich gelehrt haben, Jiddisch zu schreiben und zu lesen, ich danke Gott, dass meine Hand sich weiter bewegt und mein Auge weiter liest.« (Brief 32) All ihre Briefe seien »mit Tränen aus Blut« geschrieben. »Du sagst, man könnte gut von dem leben, was du mir schickst«, heißt es noch im Winter 1930: »In Amerika und auf der ganzen Welt versteht man, was hier vor sich geht, aber du weißt und verstehst nichts davon.« (Brief 46) Außer der Mutter und Kaschja war auch Jerachmeel zurück in Shklov und auf Zalmans Unterstützung angewiesen. Im Januar 1928 klagt sie:

»Du schreibst, du findest niemanden, den du herschicken könntest. Ja, wer hat schon Lust, hierher zu reisen. Und extra jemanden kommen lassen, ist gewiss unmöglich! Wer sich aber entschließt, auf eigene Faust zu kommen, vor dem werden wir das Tor nicht verschließen. Und was deinen kleinen Bruder betrifft, so bist du nicht zufrieden. Sieh an, das hast du selbst verursacht. Ich wollte nicht, dass er reist, doch du hast stur darauf bestanden. Er dachte, er kommt zum Goldenen Berg, darum hat er sein Studium vernachlässigt. Er hatte nichts anderes mehr im Kopf als die Reise. Vielleicht wäre es besser gewesen, dass er hierbleibt, um zu studieren. Aber wer weiß, was besser ist – das weiß niemand.« (Brief 31)

Auf diese Weise haben die Shklov-Erzählungen einen »Hintereingang«. Man kann sich verstohlen, ohne den Weg über die Druckerpresse der Zeitungen, über die schreibende Hand der Mutter in diese Geschichten einschleichen. Man kann sie durch die lange Zeit verschollenen Briefe lesen, die niemals gedruckt wurden, ja nie von jemand anderem gelesen werden sollten als von Zalman allein.

Doch diese Korrespondenz bleibt für uns gewissermaßen unbeantwortet, denn Zalman Schneurs Briefe an seine Mut-

ter sind nicht erhalten. Sie gingen bei ihrem Tod zusammen mit dem gesamten Inventar des Hauses verloren. Da sie nun fehlen, liegt es nahe, das Puzzle der ausgetauschten Worte nachträglich mithilfe seiner Prosawerke zusammensetzen: Sie schickt ihm handschriftliche Briefe und er antwortet ihr mit gedruckten Kurzgeschichten. Diese unmögliche Korrespondenz bewegt sich auf der äußersten Grenze der Literatur, zwischen Wirklichkeit und Fiktion. Chaja Feiga Schneurs wirkliches Leben in Shklov, ein Leben in Einsamkeit und Kälte, mit hartem Brot und qualmendem Ofen, markiert gleichsam die Schwelle zur schöpferischen Kraft der narrativen Fiktion, die Schneur in seinem Schreiben erreicht und in der er die nostalgische Tiefe, die belastende Entwurzelung und die schwere Wanderschaft im Westen fühlbar macht.

Die Umkehrung, die hier zwischen dem Wirklichen und dem Imaginierten stattfindet, zwischen der leeren Vorratskammer im Haus und dem Reichtum der Worte in der Fiktion, wird zum Beispiel in einem Brief Feigas vom Frühling 1923 deutlich: »Du sagst, dass ich mich viel über meine Kinder beklage. Da irrst du dich sehr, mein Kind. Ich beklage mich nur über mich selbst. Es ist schwer für mich, dass ich nicht sehen kann, weil meine Augen voller Tränen sind, auch wenn ich esse, auch wenn ich schlafe und sogar, wenn ich dir schreibe.« In den folgenden Zeilen möchte sie ihm erneut beweisen, dass er sich in ihr irrt. Mit geradezu demonstrativem Optimismus deutet sie einen Hauch von Wohlstand an, den sie vor dem anstehenden Fest genießen dürfe: »Du fragst mich, ob ich für das kommende Fest irgendetwas brauche. Gott sei Dank habe ich alles. Sogar Wein. Jerachmeel hat mir Rosinen geschickt und ich bereite selbst Wein zu.« (Brief 1) Jahre später, im März 1930, als sie bereits schwächer und vereinsamt ist, klingt das anders. Enttäuscht, beinahe wütend schreibt sie: »Morgen ist schon Purim. Du hast mir nichts geschickt [...]. Weder Wein noch Marmelade. Schon lange gibt es hier keinen mehr. Schon einige Jahre findet man keinen Wein mehr in unserem Haus.« (Brief 46)

Nach ihrem Tod, zwischen 1931 und 1932, wird Schneur einen Band mit Erzählungen veröffentlichen. Ein Kapitel trägt den Titel *Wein*. Darin beschreibt er, wie Chaja Feiga ihren jüngsten Sohn zu Kolja schickt, dem Weinhändler von Shklov:

»Am selben Schabbatabend kehrte Vater aus dem tiefsten Russland zurück – wir lebten in den ›Punia‹-Bezirken [außerhalb des Ansiedlungsrayons], wo Juden eigentlich nicht siedeln dürfen –, denn anders als irgendein anonymer Jude besaß er als Händler eine Sondergenehmigung [...] kam und wusch sich rasch Hände und Gesicht, legte Schabbatkleider an und ging in die nur wenige Schritte entfernte Lubawitsch-Synagoge. Und da fiel Mutter ganz plötzlich ein, dass sie das Wichtigste vergessen hatte. Nicht etwa Salz oder Pfeffer oder Kerzen, sondern Wein für den Kiddusch. Ich war nach dem Haarewaschen gerade damit beschäftigt, meine Schuhe zu putzen, um Papa zum Kabbalat Schabbat nachzulaufen; aber Mutter stellte sich mir in den Weg, drängte mich, in die Schuhe zu schlüpfen, bevor ich mit dem Putzen fertig war, und drückte mir eilig den unförmigen Krug aus unserem Haus in die Hand [...] und Mutter, ihr Andenken sei zum Segen, gab mir in großer Eile folgenden Auftrag:

Lauf bitte, mein Sohn, zu Kolja und hol ein halbes Log Wein und sage ihm: ›Meine Mutter bezahlt nach Schabbat‹ ... aber schnell! Dass Kolja nicht schon auf dem Weg zum Kabbalat Schabbat ist und du ihn nicht mehr antriffst!«

Das »Wein«-Kapitel flocht Schneur 1958 wie einen nachträglichen Abschluss am Ende einer hebräischen Neuausgabe der Shklov-Erzählungen ein:

»In der letzten Zeile mündet alles – in eine einzige Abrechnung. Wir irren durch diese Welt, übersatt und erschöpf-

ten Gemüts; irren umher und suchen in jedem Staat nach dem Geschmack des Apfels, den Mutter uns reichte, und finden ihn nicht. Und nicht allein nach dem Geschmack des Apfels! Nach jedem Geschmack der Kindheit, nach ihren Farben und Düften. Allesamt verloren. Der Apfel ist nur das Symbol, das Beispiel, das im Nebel zerfließt. Ist Erinnerung an den Garten Eden unserer Kindheit, aus dem wir als Erwachsene vertrieben wurden, vertrieben ohne Rückkehr, ohne Kompromiss.«

Als Schneur mit seiner Frau und dem dreijährigen Sohn bereits in Paris lebte, schrieb die Mutter 1928: »Vierzehn Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen. Ich habe nicht vor, mich selbst zu belügen, ich weiß, dass das auch nicht mehr passieren wird. Man darf nicht um etwas bitten, das man doch nie bekommen kann.« (Brief 31) Im Februar 1929 heißt es weiter:

»Und dann schreibst du, dass du nichts von zu Hause mitgenommen hast. Wann wäre auch Zeit gewesen, etwas mitzunehmen? Es ist schon fast fünfzehn Jahre her, seit du das Haus verlassen hast. Damals war Vater noch am Leben, wir haben solche Zeiten nicht vorausgesehen, nicht daran gedacht, dass wir uns nicht mehr wiedersehen, die Wege so zerrissen sein würden. Jetzt, wo Vater bereits tot ist, würde ich dir, wäre es nur möglich, alles schicken, was es hier gibt. Du hast niemanden, über den du wütend sein musst.« (Brief 35)

In einem weiteren Brief aus demselben Jahr erzählt sie:

»Ich komme zurecht. Einmal leihe ich mir etwas. Ein anderes Mal begleiche ich die Schuld. Man muss auch etwas für später sparen. Was man jemandem schuldig ist, lässt einem keine Ruhe. Was soll's. An Sorgen fehlt es nicht. Einstweilen bin ich am Leben. Doch schon seit fünfzehn Jahren fehlt es mir an allem.« (Brief 8)

Wie das Haus, in dem Chaja Feiga in den Zwanzigerjahren ihre Briefe schrieb, befindet sich auch das Haus aus den Erzählungen Zalman Schneurs in der Straße der Synagoge in Shklov. Darin werden die Fenster beschrieben, die im Winter mit einer dicken Frostschrift bedeckt sind, der Holzschrank mit den Glastüren, das Bett des Vaters hinter dem schmalen Paravent und auch die Ruhestunden:

»An Wintertagen, mit dem genüsslichen Schlafstündchen am Schabbat, ist es düster in Uris Haus. Die Decke hängt tief und drückt nach unten. Die Fenster schwitzen. Wie durch einen feinen Schal schimmert gräulich ein kühler Himmel durch sie hindurch und das Dach des Nachbarhauses verfärbt sich blau unter der Schneedecke.«

Im Haus regieren zwei entgegengesetzte Prinzipien: Einerseits beruhen diese Erzählungen auf einer fiktionalen Rekonstruktion der Vergangenheit, des Hauses der Familie Schneur, in dem Zalman Anfang des 20. Jahrhunderts aufwuchs. Diese Texte sind der Versuch, die Vergangenheit neu zu schreiben. Sie sind weder komplett erfunden noch eine bloße Täuschung, sondern sie stellen vielmehr eine gewisse »Schädigung« der Vergangenheit dar, einen zusätzlichen unvorsichtigen Kontakt mit der Erinnerung. Auf der anderen Seite, in der Gegenwart, beginnt das wirkliche Haus der Schneurs in Shklov allmählich zu altern. Die langsame, stumpfe Zerstörung wird in Chaja Feigas Briefen offenbar. Besonders ihre bedrückenden Beschreibungen des Zerfalls stehen so in einem empfindlichen Gegensatz zu seinen Erzählungen. Die sind im Schatten des Krieges und der Revolution entstanden. Von einem unterdrückten Kummer erfüllt, lesen sie sich wie eine Trauerrede. Zugleich sind sie Teil der populären jiddischen Literatur, die zwischen den Weltkriegen in der Tagespresse veröffentlicht wurde. Sie sind geschrieben wie ein sprechendes historisches Theaterstück, das seinem Publikum einen unterhaltsamen, wenn auch



zuweilen bitteren Rückzug vor den ideologischen Debatten und politischen Kolumnen gestattete, die ansonsten die Zeitungen beherrschten. Schneurs Geschichten bauen das Haus in der alten Heimat wieder auf, als habe die Zeit keine Spuren hinterlassen, keinen Schaden angerichtet. Dieses fiktive Haus – in dem sich Kindheitserinnerung und Vergessen mischen, die Vergangenheit aufmerksam dokumentiert und die Gegenwart vorsätzlich ausgeblendet wird – steht der feuchten, verfallenen, vergessenen Ruine gegenüber, die in Chaja Feiga Schneurs Briefen aufscheint.

Im Winter 1925 schreibt sie, dass »das Haus dunkel und kalt ist. Im Sommer sickert Regen durch und im Winter Schnee. Das Dach hat ein Loch.« (Brief 20)

»Ich bin krank wegen der Feuchtigkeit, aber ich kann die Reparaturen nicht bezahlen, die man machen müsste.« (Brief 1) Ende der Zwanzigerjahre, als sie verzweifelte an ihren Versuchen, das Haus zu verkaufen, vermietete sie das bis dahin unbewohnte Hinterzimmer. Doch auch Mieter waren nicht leicht zu finden, weil das Zimmer kalt und verwaht war. Zu Beginn des Jahres 1930 schreibt sie, dass sie schließlich sechs nichtjüdische Mieter gefunden habe.

»Ich muss für sie kochen und jeden Morgen um sechs Uhr zwei Samoware für sie beheizen. Sie sind den ganzen Tag nicht zu Hause, kommen erst abends um fünf zurück und brauchen dann wieder etwas zu essen. Und wieder muss der Samowar beheizt werden. All dies wäre gut und schön, würden sie nicht bis zum Schlafengehen Tabakpfeife rauchen und am Morgen gleich wieder. Das Haus ist schon ganz düster vor lauter Rauch [...].« (Brief 15)

Und sie fährt fort, dass

»gegen Anfang der Woche ein Unglück im Haus geschehen ist: Die Wand des Ofens ist zusammengebrochen und alles hat sich mit Rauch gefüllt. Frag nicht. Man kann

jetzt unmöglich noch Feuer machen im Ofen. Aber meine Untermieter erbarmen sich meiner und frieren mit mir vor Kälte. Jemand hat mir einen Blechofen geliehen, bis ich meinen Ofen repariert habe. Im Moment habe ich kein Geld für die Reparatur. Und da ist niemand, von dem ich mir welches leihen könnte. Ich hocke wie die Krämer von einst neben einem Kochtopf mit glühenden Kohlen.« (Brief 15)

Sollte diese zweite Seite der Shklov-Erzählungen überhaupt gelesen werden? Sollte man in den gedruckten Geschichten Chaja Feiga Schneurs Handschrift erkennen, die wie ein mattes Wasserzeichen aus den Tiefen des Blattes heraufschimmert? Oder sollte man auch aus entgegengesetzter Richtung fragen: Haben die Shklov-Erzählungen im letzten Jahrzehnt ihres Lebens Chaja Feiga Schneurs Haus erreicht?

Ende 1929 schickt sie ihrem Sohn einen aufgeregten Brief, in dem es heißt, dass sie nicht wisse, ob er noch immer in Warschau oder schon wieder zu Hause in Paris sei. Sie erinnert ihn an sein Versprechen, ihr aus Warschau seine Werke zu senden. (Brief 21) Kurz nach diesem Brief, auf den sie offenbar nie eine Antwort erhielt, schickt sie einen weiteren an seine Frau und teilt ihr mit, dass sie sein Buch bekommen, aber noch nicht darin gelesen habe. (Brief 19) Vermutlich handelt es sich um den Band *Die Juden von Shklov*, der alle seit Mai 1925 erschienenen Shklov-Erzählungen enthält. Die erste Ausgabe erschien 1929 bei Boris Klatzkin in Wilna, die zweite 1930 in Warschau. Es ist anzunehmen, dass Schneur bei seinem Besuch in Warschau Ende 1929 einigen Bekannten Exemplare des Buches schickte. Tatsächlich wissen wir aus einer Postkarte Schneurs an Chaim Nachman Bialik in Tel Aviv vom Dezember: »Ich habe in Warschau veranlasst, Ihnen mein Buch ›Die Juden von Shklov‹ zu senden, ich würde mir sehr wünschen, dass auch Sie es lesen und nicht nur Ihre Frau, die hoffentlich wohlauf ist.« (Schnneur an Bialik, 10. Dezember 1929)



Etwa ein halbes Jahr später, am 8. Juni 1930, verfasst Chaja Feiga höchstwahrscheinlich ihren letzten Brief an Zalman (Abb. 3). Darin gesteht sie, dass sie das Buch noch immer nicht ganz gelesen habe. Die nochmalige Erwähnung des Bandes ist wohl kein Zufall. Am Ende eines langen Absatzes über ihr Leben, über sein Leben und über den unüberbrückbaren Abstand zwischen beiden lesen wir:

»Ich schreibe dir hier etwas, das dich sicher nicht erfreuen wird. Es ist nicht so, dass ich keine gute Mutter wäre, vielmehr bedrängt mich mein Elend sehr. Ich hoffe, dass kein Mensch durchmachen muss, was ich durchmache. Ich bitte dich, sei nicht wütend auf mich und ärgere dich nicht. Genieße das Leben mit deiner Frau und deinen Kindern. Sei gesund und stark und schreibe mir öfter. Das lässt mich all meine Sorgen vergessen. Wenn sie kommen, ist alles leichter zu ertragen. Was das Buch angeht, ich habe es noch nicht ganz gelesen. Ich bin nicht in der Stimmung.« (Brief 27)

Chaja Feiga Schneur liest die Shklov-Erzählungen nicht. Sie haben keine Berührungspunkte mit ihrem Leben. Die beiden Seiten eines gemeinsamen Schreibens – Wirklichkeit und Fiktion, die Briefe und die Erzählungen – sind miteinander verwoben, doch sie treffen sich nie. Das liegt wohl daran, dass diese autobiografischen Erzählungen nicht zur Vergangenheit passen und der Erinnerung nicht treu sind: Sie entstellen, ja verderben sie vielleicht sogar (Paul de Man). Obwohl die Orte und Figuren in den Geschichten eindeutig bezeichnet sind – das Haus in der Straße der Synagoge, Chaja Feigas und Jerachmeels Name – versetzen sie das Haus weg von Shklov an einen anderen, entfernten Ort, irgendwo auf der anderen Seite der Weltkarte. Sie verrücken die Wirklichkeit ins Vergessen, in den Schatten, den Untergang. Chaja Feiga Schneur ist vielleicht deshalb keine andächtige Leserin dieser Texte, weil sie die große Verweigerung spürt,

die aus ihnen aufsteigt. Weil sie versteht, all die Jahre hindurch wusste, wie unglaublich fieberhaft und verzweifelt die Wanderungen ihres Sohnes sind, der unbedingt von seinem Zuhause loskommen will, aber nicht anders kann, als immer wieder dorthin zurückzukehren. Und wirklich schrieb er im April des Jahres 1904 selbst, unterwegs von Shklov zurück nach Warschau, wo er Anfang des Jahrhunderts lebte: »Jetzt verstehe ich: Wann immer ich in der Großstadt bin, verzehre ich mich nach dem Shtetl und wann immer ich im Shtetl bin – verzehre ich mich nach der Großstadt.« Als er 1906 das Zarenreich verließ und in die Schweizer Alpen kam, beschrieb er seinen Heimatort weit im Osten als Stiefmutter, die überall dort erscheint, wohin es ihn verschlägt, sei es das Ufer des Meeres im Süden, seien es die Berge im Westen:

»Und sie geht mir stets voraus, mit ihrem alten Stock sie schreitet, ächzt und klopft und schläft auf ihrem Bündel zieht ihren welken Schal und auch die Stiefel nicht aus – wo immer sie sich setzen will, da drängt ihr Stab: ›Geh fort, noch streckte ich die Hand nicht aus, schon schilt mich ihr zahnloser Mund: ›Finger weg!«

Dies ist meine seltsame Stiefmutter, sie geht mir auch jetzt voraus  
ihr Schatten umfängt schon die Berge ...«

Chaja Feiga Schneur konnte die hebräischen Gedichte ihres Sohnes nicht lesen. Sicher fiel es ihr auch nicht leicht, sich das urbane, unheimliche Jiddisch seiner frühen Erzählungen zu erschließen. Und sie wird vermutlich auch nicht erkannt haben, inwiefern die frühen Werke ihres Sohnes durch Schriftsteller wie Nikolai Gogol, Leonid Andrejew und Knut Hamsun beeinflusst waren. Aber sie fühlte gewiss die erschreckende Intensität seines literarischen Schreibens, das stets die Dinge bis zur Unkenntlichkeit veränderte, sie mit Narben übersäte, sie von einem Ort an den anderen versetzte. Chaja Feiga Schneur kannte das literarische Werk

ihres Sohnes tatsächlich nicht gut und ging ihm womöglich sogar unbewusst aus dem Weg, aber sie las seine Briefe mit hingebungsvoller Beharrlichkeit. Vielleicht glaubte sie, dass die Briefe von jener dunklen Intensität des literarischen Schreibens frei seien, dachte, dass sie dort die Dinge erkennen, die Worte ihres Sohnes verstehen und ihnen sogar antworten könne. Im Januar 1928 klingt das so:

»Ich lege dir hier einen alten Brief bei, in dem du mir geschrieben hast, wie sehr du dir wünschst, mich zu sehen. So hast du in vielen deiner Briefe geschrieben, als du noch herzlicher warst, aber deine Briefe haben sich abgekühlt. Ich lese deine Briefe immer wieder, einmal erfreuen sie mich, ein anderes Mal weine ich wegen ihnen.« (Brief 31)

Das Schreiben ist nicht zur Rettung bestimmt, sondern es schließt einen Bund mit dem Tod. Und Zalman Schneur wusste das, als er seine Erzählungen schrieb. Im Vorwort der Ausgabe von 1929 erläutert er die Beweggründe für sein Schreiben. Während die Erzählungen selbst allesamt in der personalen Perspektive verfasst sind, ist dieses späte Vorwort die einzige Passage in der Ichform; es beginnt mit folgenden Worten: »Ich kenne ein Shtetl in Weißrussland, am Ufer des Dnjepr. Shklov ist sein Name. Dort bin ich geboren und dort ging ich in den Cheder. Darum kenne ich es sehr gut.«

Das Vorwort schließt mit dem persönlichen Zeugnis eines aus dem östlichen Europa stammenden Migranten, der die Folgen des Krieges in Shklov beschreibt, die zerstörten Häuser und die verwüstete Landwirtschaft, die Kornmühle, die durch Bomben beschädigt wurde, und die Vernichtung der jüdischen Gemeinde. Dies ist der einzige Punkt in den Shklov-Erzählungen, an dem Schneur nicht die Vergangenheit heraufbeschwört, sondern die unmittelbare Gegenwart berührt, in der seine Mutter lebt. Dieses persönliche Zeugnis des Migranten Zalman Schneur und das Vorwort insgesamt schließen mit diesen Worten:

»Viele Tage wanderte ich mit einem schweren Gefühl umher, bis ich mich entschloss, einen Gedenkstein für das aufzustellen, was war und nicht mehr ist. Und nun – habe ich ein ganzes Buch geschrieben!«

Ähnliche Worte wählte Schneur auch in Interviews 1927, als er die Shklov-Erzählungen einen »Gedenkstein aus der Zeit meiner Kindheit« nannte, und noch einmal 1928: »Ein Gedenkstein auf dem Grab eines jüdischen Schtetls.« Damit erklärte Schneur die Shklov-Erzählungen zu einem Kenotaph, das an die alte Welt erinnern sollte. Und so wurde die Gleichung zwischen historischer Realität und Fiktion festgeschrieben, zwischen den monatlichen Briefen aus der Gegenwart einerseits und der literarisch-fiktionalen Erinnerungsskizze aus der Vergangenheit andererseits: Shklov muss erst erloschen sein, damit die Erzählungen existieren können.

Der ein Jahrzehnt umspannende Briefwechsel zwischen Feiga und Zalman Schneur war ein anhaltendes, hartnäckiges und oftmals blindes Tauziehen, bei dem es nur kurze Momente des Verzeihens gab. Das zentrale Ziel dieses Tauziehens aber war das Schreiben: Sie fleht inständig, dass er ihr weiterhin schreiben möge, dass er sie in ihrer Einsamkeit nicht vergesse. Tatsächlich ist sie stark von dem Geld abhängig, das er ihr jeden Monat schickt. Doch die Summen reichen nie aus, um zu leben und die vielen Schulden zu bezahlen. Dennoch wird sie nicht müde zu betonen: »Schreibe mir öfter, auch wenn es nur einige Worte sind, auch ohne Geld, aber schreib.« Sie bittet ihn, ihr Bargeld zu schicken und keine Päckchen. Sie spürt, dass er sich abgrenzt. Und sie macht sarkastische Bemerkungen: »Du wunderst dich, dass ich ausgerechnet um Geld bitte und nicht um Lebensmittelpäckchen. Mach dir keine Sorgen. Ins Theater gehe ich hier nicht.« (Brief 4) Und im Winter 1928: »Ich wollte dir schreiben und habe aus zwei Gründen nicht geschrieben: Erstens liege ich die ganze Zeit mit Kopfschmerzen flach und huste die

ganze Nacht. Im Haus ist es kalt. Zweitens hatte ich dir nichts zu antworten, denn du hast mir ja auch nichts geschrieben.« (Brief 32) Im letzten Frühling ihres Lebens wiederum, 1930, klagt sie: »Du schreibst, dass dir mein letzter Brief Sorge bereitet habe. Wie soll ich mich denn da erst bei deinen Briefen sorgen, wenn du mir gar keine schreibst? [...] Ich bin einsam wie ein Stein und da ist niemand, mit dem ich ein Wort wechseln könnte.« (Brief 17)

Wenige Monate vor seiner Heirat, im Berliner Winter des Jahres 1924, schrieb Schneur seinem Freund Jitzchak Dov Berkowitz in seltener Offenheit:

»Ich lebe nicht in großer, allgemeiner Einsamkeit. Im Gegenteil, während meiner Jugend in Wilna war die Einsamkeit größer. Ich bin sehr beschäftigt. Und dennoch empfinde ich in letzter Zeit die Einsamkeit eines Junggesellen. Das ist die Wahrheit. [...] Und ich wundere mich wirklich, warum ich bis heute nicht geheiratet habe. Es gab keine freie Zeit. Es war einfach keine Zeit. Während des Krieges und danach – insgesamt zehn Jahre. Mit einer rauen, vom Buch unfruchtbaren Hand haben wir zehn Jahre gelebt. Zehn lange Jahre. Wäre es doch nun zu Ende mit dem Exil. Mit den Wanderungen. Ohne Land und Eltern. Ja, meine arme Mutter habe ich bis zum heutigen Tage nicht wiedergesehen, zwölf [er irrt hier, richtig ist: zehn] Jahre sind es her und vermutlich werde ich sie auch nicht wiedersehen. Sie ist krank, leidend und verzehrt sich vor Sehnsucht. [...] Habe ich doch sonst meinen persönlichen Kummer und Schmerz stets für mich behalten. Nur ein einziges Gedicht, ›Stunde der Schwäche‹, habe ich über das oben Erwähnte geschrieben und das bereue ich bis heute. Unnötig. Unsere ganze Familie ist restlos zerstört. Die besten meiner Brüder, ausgerechnet die, die ich am meisten geliebt habe, sind gestorben. Vater ist gestorben. Meine Mutter werde ich nicht wiedersehen. Das weiß ich jetzt.« (Schneur an Berkowitz, 8. Februar 1924)

## Shklov 1930

Feiga Schneur verbrachte ihr letztes Lebensjahr in Einsamkeit. Am 16. Januar 1930 wurde in Paris ihre Enkelin Renée Rebecca Schneur geboren. Zwei im Winter 1930 kurz nacheinander verschickte Briefe zählen zu den letzten Lebenszeichen von ihr. Den Beginn des ersten Briefes vom 3. Februar 1930 liest man am besten im Original oder in einer möglichst wortgetreuen Übersetzung. Es lohnt sich, diese ausufernden Sätze in sich aufzunehmen, die beim Übergang von einem Thema zum anderen immer wieder abrupt abbrechen, ganz ohne Interpunktionszeichen und ohne jede Rücksicht auf die Syntax:

»Zale herzlichen Glückwunsch dir zum Töchterchen und am wichtigsten Gitel [der jiddische Name von Salome] herzlichen Glückwunsch möge Gott dich segnen viel Glück euch allen und dem kleinen Baby mit dem Namen Rebecca möge sie wie unsere Mutter Rebecca sein Gott sei Dank haben wir die harten Zeiten hinter uns möge es leicht sein sie großzuziehen auf dass ihr Wonne habt an euren Kindern Wonne an der kleinen Rebecca und Jitzchak-Elijahu bloß werde ich sie wohl nie mehr kennenlernen sie werden groß werden und ihr werdet Wonne an ihnen haben ich habe deinen Brief schon vor drei Tagen bekommen aber ich habe kein Papier zur Hand genommen dir zu schreiben wir wandern hier wie Tote umher nur dass die Würmer uns nicht fressen« (Brief 44)

Diese Zeilen zeichnen die bitteren Windungen der Seele nach: Es beginnt mit Segenswünschen zur Geburt und endet mit dem Gefühl der Entfremdung, beginnt mit der aufrichtigen freudigen Erregung über das neue Leben und endet mit einem verborgenen Vorwurf an den Sohn, dem sie die Schuld für ihre Alterseinsamkeit gibt. Diese Windungen haben das Papier durchfurcht mit der furchteinflößenden

Kraft, mit der diese alte Hand den Stift auf den weichen Bogen drückte. Und diese Abdrücke scheinen auch in der Übersetzung noch stark und klar durch. In der Fortsetzung desselben Briefes erwähnt sie ihre einzige Tochter Kaschja, die Shklov in Kürze verlassen werde, um Arbeit in einer anderen russischen Stadt zu suchen:

»Ich habe nichts wo ich hingehen könnte ich bin einsam wie ein Stein bin krank und arm geworden ich weiß nicht was werden soll mit mir sie will Arbeit suchen gehen ich kann nicht allein bleiben ich habe schon fünf Monate die Schwelle des Hauses nicht mehr übertreten denn ich kann mir nichts an die Füße ziehen die Zehen sind krumm geworden« (Brief 44)

Ihr Körper und das Haus sind jetzt die Grenzen von Feigas Leben, die sich immer enger um sie ziehen. Die Weite schrumpft zusammen. Sie nennt niemanden mehr beim Namen, weder ihren Sohn Zalman noch ihre Tochter Kaschja. Ihr Körper schmerzt – die krumm gewordenen Zehen – und im Haus ist sie eingeschlossen – sie überschreitet die Schwelle nicht mehr. So einfach sind die Synekdochen des Endes: Beine, die nicht mehr tragen, und eine Haustür, die nicht mehr durchschritten werden kann.

Etwa anderthalb Monate später schreibt sie dann noch härter, noch gequälter:

»Ich kann das nicht verstehen ich habe es dir schon vor sechs Monaten geschrieben ich krepriere vor Hunger ich bin krank und ich laufe barfuß, denn meine Zehen sind ganz krumm geworden man kann unmöglich wissen was werden wird ich wünschte nur ich könnte mir wenigstens ein Tuch und ein paar Kerzen besorgen aber sogar das ist unmöglich wenn man stirbt einstweilen muss man sich bemühen um das was geht um zu leben nur bist du anscheinend wütend auf mich weil mir ein böses Wort

entschlüpft ist du darfst nicht wütend auf mich sein ich bin krank arm und einsam ich hätte erklären sollen dass ich keinerlei Lebensmittel von dir bekommen habe und morgen schon ist Fest« (Brief 46)

In diesen Worten, die im kühlen, klaren Bewusstsein des nahenden eigenen Endes geschrieben sind, werden Papier und Tinte dem Schreiben gleichgesetzt, Leichentuch und Kerzen dem Sterben – die beabsichtigte Spitze trifft: Feiga kämpft mit Zalman um diesen Tod, wie sie um Wein und Konfitüre für die Festtage kämpft. »Man muss sich um die Lebensmittel des Todes sorgen«, schreibt sie, »genauso wie man sich um die Lebensmittel des Lebens sorgen muss.« Und die Wut wechselt zwischen ihr und ihrem Sohn hin und her, überquert mit grenzenloser Leichtigkeit die riesige geografische und politische Distanz, die in den Zwanzigerjahren Ost und West trennte.

Erst am Ende des Briefes sendet sie ein einziges schlafes, kleines Zeichen hinüber in die unbekannte Welt ihres Sohnes und seiner Familie, die sie sich nur ausmalen kann. Denn sie hat diese Welt niemals kennengelernt und wird sie auch nicht mehr sehen. Eine Welt, deren bloße Existenz sie vielleicht schon in Zweifel zog. Und dennoch sendet sie dieses Zeichen aus der Schwäche ihrer Sehnsucht heraus, womöglich als eine letzte Geste der Höflichkeit, in der eine unterwürfige Schicksalsergebenheit steckt und eine eindringliche, wenn auch bereits verstummende Beschuldigung, die jetzt ein einziges, vielleicht letztes Mal, im Namen ihrer Enkelin durchdringt:

»Nur Gott weiß ob ich das Haus zurücklasse trotzdem wird man an anderem Ort eine Wohnungsmiete bezahlen müssen und das kann ich nicht es ist nicht gut dass ich noch weiter lebe bleibt ihr alle gesund schreib mir was mit der kleinen Rebekka ist sie tanzt sicher schon von mir eurer echten Freundin aus tiefstem Herzen adieu« (Brief 46)



## Briefe an Anna Kaplan-Singer in Berlin

Unter den Schriftstücken aus Renée Rebecca Schneurs Madrider Wohnung befand sich eine provisorische Kartonmappe mit achtzehn Briefen und einer Postkarte Zalman Schneurs an eine Frau namens Anna Kaplan. Ein Teil der Briefe steckte noch in den frankierten Originalumschlägen. Auch diese Korrespondenz ist unvollständig, da nur die Briefe Schneurs überlebt haben. Nicht ein einziges Schriftstück von Anna Kaplan taucht in diesem Konvolut auf. Wer sich in die Briefe versenkt, findet darin das intime Gespräch eines Menschen mit einem fernen Gegenüber, dessen Stimme nicht mehr zu hören ist. Wie literarische Texte tasten auch Schneurs Briefe nach ihrem Leser, der immer unsichtbar bleibt, denn er haust längst auf der anderen, dunklen Seite des Schreibens.

Zu Beginn der Zwanzigerjahre war Anna Kaplan eine junge Frau, die mit ihrer Familie in der Bamberger Straße 45 in Berlin wohnte, etwa zwanzig Gehminuten von Schneurs Wohnung in der Sächsischen Straße 9 entfernt. Ihre Eltern Berko und Taube Kaplan waren als Geschäftsleute im Tabakhandel tätig. Außer Anna hatte die Familie noch zwei weitere Kinder, Sigmund Shevar und Esther (Emmy). Anna heiratete am 17. Juni 1924 Fritz Singer, beide wohnten anschließend in der Friedrichstraße 30. Zalman Schneur schrieb ihr von Anfang Juni 1921 bis April 1933. Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen waren Jahre einer seltenen Routine in Schneurs Leben, obgleich diese Korrespondenz von dramatischen historischen Ereignissen überschattet war: Die ersten Briefe verfasste er im Lahmann-Sanatorium bei Dresden, wo er sich wegen der Albträume aufhielt, die ihn nach dem Tod seines Bruders in Russland heimsuchten. Schneurs letzter Brief an Anna Singer stammt vom April 1933, als Hitler bereits zum

deutschen Reichskanzler ernannt worden war. Nach allem, was bekannt ist, endete ihre in Briefen geführte Beziehung damit.

Schneurs neunzehn Schreiben an Anna Kaplan-Singer steckten das bescheidene Feld für Gespräche ab, in denen man einander das Herz öffnete, aber auch Dinge verheimlichte. Sie umschreiben eine intime und fragile Enklave, in der ein Mann und eine Frau durch ein vorsichtiges Band der Freundschaft, vielleicht sogar der Liebe miteinander verbunden sind. Deutsch war und blieb für Schneur eine fremde Sprache. Aus seiner Biografie ist ersichtlich, dass es ihm während seiner ersten Jahre in Berlin, zwischen 1908 und 1909, nicht gelang, diese Sprache fließend zu beherrschen und sich schriftlich tiefergehend auszudrücken. Im Gegensatz zum Französischen, das er ebenfalls gelernt hatte, benutzte er das Deutsche in erster Linie für die Lektüre und in offiziellen Zusammenhängen. Es drang nie in die intimen Winkel seines Lebens vor, anders als das Französische, das er hauptsächlich mit seinen Kindern sprach. Den Briefwechsel mit Anna Kaplan-Singer muss er daher als ein außergewöhnliches Sprachexperiment innerhalb seines gewöhnlichen Schreibens empfunden haben, denn es forderte ihn dazu heraus, sich eine vertrautere Sphäre in der deutschen Sprache zu ertasten (Abb. 4). Und wie zum Beweis hält Schneur trotz ihrer vertrauensvollen Beziehung streng an der höflichen Anrede fest und erlaubt sich nicht, die Grenze zum Nähe stiftenden Du zu überschreiten. In die Korrespondenz sind viele profane Themen eingewoben, etwa Eindrücke von Schneurs häufigen Reisen durch Europa; Bekenntnisse, die ihre Freundschaft betreffen, sind dagegen selten. Im Juli 1931 schreibt Schneur aus Frankreich:

»Liebe Anny, ich fühle immer und überall, dass ich ein sehr gute Freund in Ihre Person habe. Glauben Sie mir, dass ich dass zu schätzen weiss. Ich suche immer eine Gelegenheit, dasselbe Ihnen zu zeigen. Es wird mir vielleicht

S. Schneour

Berok - Plage villa "Duplex"  
19, rue "Hopital"

9 Juli 1931

Lieber Anna S.!

Als sie mir die erste Postkarte aus Karlsbad schickten war ich in Malland, (Kongress, Amsterdam) wo ich delegiert war (zum P. S. V. Kongress, oder Schriftsteller-Kongress) habe gut <sup>mein</sup> ~~ver~~bracht und viel "glücklich". Als ich zurückkam fand ich Ihre erste Karte und dachte, dass Sie schon längst verreist sind. erun bekomme ich

Abb. 4: Brief Zalman Schneurs an Anna Kaplan-Singer vom 9. Juli 1931. © Courtesy of Gnazim Institute – Association of Hebrew Writers.

gelingen, diesen Herbst. Ich denke, im Oktober in Berlin zu sein.« (9. Juli 1931)

Etwa sechs Jahre zuvor, im Mai 1925, hatte er hingegen vergeblich darauf geharrt, sie in Berlin zu treffen, und folgende Worte an sie gerichtet:

»Mein Glück. Gerade der 15/ Juni, wenn Sie und M. nach Bad Elster abreisen, komme ich nach Berlin. So kreisen wir immer ich um Sie und Sie um mich. Zwei sonderbare Planeten, die sich immer anziehen und ewig abstossen. Und Wenn Sie sich zusammenstossen? Dann bleibt es ›nix‹. Vielleicht nur Nebel, so wie es ›oben‹ vorkommt: ganz genau.« (23. Mai 1925)

Man darf sich vorstellen, dass Schneur die letzten Worte voll Bitterkeit schrieb und damit ein hartes Urteil über die Zukunft ihrer Beziehung fällte. Er reflektierte diese Dinge aus der Distanz, die ihn in Paris, wo er seit Dezember 1924 wohnte, von Anna Kaplan in Berlin trennte. Gehetztheit und Trauer, die sich in seine Worte schleichen, rühren wohl auch daher, dass dieser Brief etwa zwei Monate vor Zalmans Heirat mit Schulamit (Salomea) Landau und etwa ein Jahr nach Anna Kaplans Hochzeit mit Fritz Singer entstand. Schneur fühlte, dass sich nach der Hochzeit der Freundin etwas in der Atmosphäre ihrer Korrespondenz verändert hatte. Er spürte es beim Kauf der Briefmarken, dem Niederschreiben der Adresse, beim Gang zur Post und bei allen übrigen Kleinigkeiten, die den Abstand zwischen ihnen vermaßen. Nun, da er eine andere Frau heiraten würde, bestand nicht länger die Option, aus ihrer beider Briefbeziehung eine Partnerschaft, eine Ehe, einen gemeinsamen Hausstand zu formen – das wusste Zalman Schneur nur zu gut. Doch auch nachdem beide geheiratet hatten, bestand der briefliche Kontakt fort. Sie trafen sich sogar gelegentlich in Berlin, wo er sie besuchte, immer nur auf der Durchreise für einige wenige

Tage. Allein der Kreis, den der Abstand zwischen den zwei einsamen »Planeteten« schlug, kehrte zurück. Zwei Jahrzehnte später, in einem während des Zweiten Weltkrieges publizierten jiddischsprachigen Fortsetzungsroman, wird Schneur diesen Kreis in eine literarische Form bringen, ihn in einen einzigen Satz gießen:

»Die Welt ist nicht so groß, wie man denkt, und sie dreht sich im Kreis. Man geht auf getrennten Wegen, verfolgt einander, bis man sich trifft.«

Der Roman, dem das Zitat entnommen ist, wurde zunächst kapitelweise im *Forverts* unter dem Titel *Eine jiddische Katze* abgedruckt und später noch einmal vollständig als *Die Konvertitin* veröffentlicht. Er spielt zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vor den Revolutionen, und entfaltet die Liebesgeschichte zwischen einem jüdischen Mädchen aus Shklov und einem jungen orthodoxen Russen aus dem Nachbardorf. Es muss nicht unbedingt richtig sein, wenn man in diesem populären Roman einen Hinweis auf die Beziehung zwischen Kaplan-Singer und Schneur zu erkennen sucht. Dennoch ähnelt die philosophische Andeutung im Romanzitat den Worten, mit denen Zalman die Beziehung zu Anna in seinem Brief vom Mai 1925 beschrieb. Und tatsächlich war die Welt nicht zu groß für sie. Denn sie war durch Eisenbahnstrecken und Dampfschiffe, Sommerausflüge und Schriftstellerkongresse vernetzt. Die beiden gingen zwar »auf getrennten Wegen« und haben einander gewiss manches Mal verpasst, doch es gelang ihnen hin und wieder auch, sich zu treffen, ja vielleicht sogar »aufeinanderzuprallen«. Doch abgesehen von der Verführungsgeschichte im Roman *Die Konvertitin* und abgesehen von der möglichen Parallele zu Schneurs Beziehung zu Anna Kaplan-Singer scheint es, als habe Schneur in diesem Satz ein grundsätzliches, tragisches Konzept formuliert, das seine Briefe an Anna, aber vielleicht auch das literarische Werk jener Jahre betrifft. Es

ist zu bezweifeln, dass Schneur Anfang der 1940er Jahre, als der Roman entstand, etwas über das Schicksal Anna Kaplan-Singers und ihrer Familie wusste. Im Gegensatz zu den schwermütigen Worten vom Frühling 1925 – zwei Planeten, die sich niemals treffen – hoffte er offenbar während des Zweiten Weltkrieges und auch danach noch, das vorsichtige, in diesen Satz gekleidete Versprechen irgendwann einzulösen: Am Ende des Weges sollten beide wieder »aufeinanderstoßen«.

Unter den Briefen gibt es ein einziges frankiertes Kuvert ohne Brief, es datiert vom 5. Februar 1945 und ging an Anna Singers neue Adresse in London (Abb. 5). Darauf ist vermerkt, dass der Brief innerhalb von fünf Tagen an Zalman Schneur in New York zurückzusenden sei, falls er unter dieser Adresse nicht zugestellt werden könne. Es ist davon auszugehen, dass der Umschlag seine Empfängerin nicht erreichte, denn er wurde tatsächlich an Schneur zurückgeschickt. Die Madrider Sammlung enthielt keine weiteren Briefe aus den Vierzigerjahren, dies scheint der Einzige zu sein, der aus dieser Zeit überliefert ist. Der Kreis, in dem sich Zalman Schneur und Anna Kaplan-Singer drehten, wurde nach 1933 aufgebrochen und es ist eher unwahrscheinlich, dass er sich noch einmal rundete. Der leere Umschlag ist ein letztes, klaffendes Symbol der Abwesenheit, des Gesprächsabbruchs, für den es keine annähernd befriedigende Erklärung gibt.

Wie soll man die neunzehn Briefe lesen, die Zalman Schneur an Anna Kaplan-Singer sandte? Sie müssen zunächst in eine chronologische Reihenfolge gebracht werden, vom frühesten im Juni 1921 bis zum spätesten im April 1933. Weiterhin ist klar, dass sich diese Korrespondenz nicht auf einer transparenten, chronologisch fortlaufenden Ebene vollzog, sondern gewissermaßen einen Bruch des Kontinuums markiert. Sie birgt kaum handfeste Tatsachen oder sachliche Details, sondern in erster Linie zarte, wie mit einem Pinsel über die Zeilen verteilte Erinnerungen und Eindrücke. Man pflegt höfliche Umgangsformen, doch auch

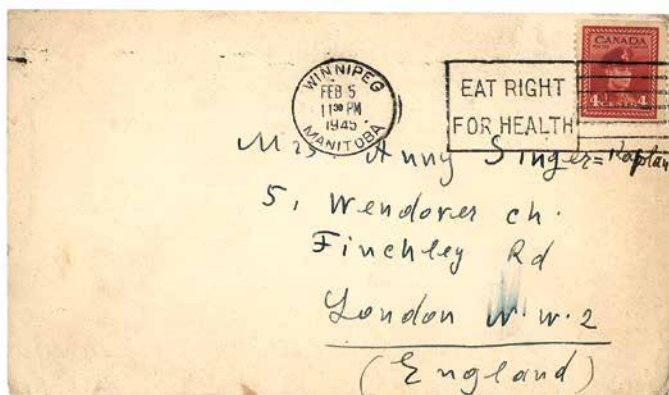


Abb. 5: Das mit dem 5. Februar 1945 gestempelte Kuvert enthielt einen Brief Zalman Schneurs an Anna Kaplan-Singer, der jedoch verloren ist. © Courtesy of Gnazim Institute – Association of Hebrew Writers.

Kränkung, Kummer oder die sehnliche Erwartung eines nahen Treffens scheinen unverhohlen auf. Diese Briefe sind die nach außen gewendete Nahtseite einer Schriftstellerbiografie, mit deren verschlungenen Wegen das jiddisch- und hebräischsprachige Publikum durch Zeitungsberichte und Zalman Schneurs literarisches Werk vertraut war. Denkt man jedoch tiefgründiger darüber nach, so ist es vielleicht genau umgekehrt, sind nicht weniger, sondern sogar mehr Tatsachen in jene Briefe eingeflossen. Sie halten zwar keine historischen Ereignisse, genauen Daten und Umstände fest, stattdessen offenbaren sie möglicherweise wesentlichere, ja schicksalhaftere Dinge, die etwa in einem Traum zutage treten, von dem Zalman erzählt, oder im fehlerhaften Zitat aus einem seiner Gedichte.

Schneur begann im Frühling des Jahres 1921, an Anna Kaplan zu schreiben. Es ist jenes Jahr, in dem die Verwüstungen besonders fühlbar waren, die der Erste Weltkrieg in seinem Leben angerichtet hatte: der Tod des Vaters und seines jüngsten Bruders in Russland, die Gerüchte über den Niedergang der hebräischen Buchkultur in Osteuropa,

der nationale Kampf zwischen Arabern und Juden in Eretz Israel. Durch diese Serie von Tragödien verfiel er nach dem Krieg in einen Dämmerzustand. Schneurs letzter Brief an Anna Singer stammt aus dem Jahr 1933 und ging nach Nizza, wo sie im engen Familienkreis die Ferien verbrachte. Der Brief sprudelt geradezu über vor Empfehlungen, welche südfranzösischen Kulturstätten sie unbedingt besichtigen solle. Die Familie Singer gönnte sich diese frohe, sorglose Frühlingsreise, während Deutschland angesichts der katastrophalen Ereignisse gewiss schon bei ihrer Rückkehr nicht mehr wiederzuerkennen war.

Kennengelernt hatten sich Zalman und Anna offenbar in den frühen Jahren des Ersten Weltkrieges in Berlin und der Beginn ihres Briefwechsels knüpft an diese Begegnung an. Schneur, der bereits Dichtung und erzählende Prosa auf Hebräisch und Jiddisch veröffentlicht hatte, studierte seit 1908 Naturwissenschaften an der Sorbonne. Im Mai 1914 besuchte er seine Familie in Shklov. Von dort reiste er weiter nach Süden, in Odessa begleitete er den Druck seines zweiten hebräischen Gedichtbandes *Gedichte und Poeme (Schirim u-po'emot)*. Im Juli 1914 war er bereits in Kopenhagen, von wo er zu einem kurzen Aufenthalt in Berlin weiterreiste. Mit Ausbruch des Krieges durfte er als russischer Staatsbürger Berlin nicht mehr verlassen. Er blieb dort für rund vier Jahre in bürgerlichem Arrest. Während dieser Phase wohnte er in verschiedenen gemieteten Wohnungen, hauptsächlich in Charlottenburg, so 1918 in der Wielandstraße 13. Wöchentlich musste er sich auf der Polizeistation melden.

Seinen Freunden – jüdischen Literaten aus Odessa, Jaffa, London und New York – offenbarte er Einsamkeit und Nöte dieser Berliner Jahre. Im Oktober 1918 schrieb er an seinen langjährigen Lehrer und Lektor Chaim Nachman Bialik, der damals in Odessa lebte:

»Obwohl ich ziemlich mager bin, ist meine Miene dennoch recht heiter, innen drin aber – nichts als Wunden



und Beulen, ich bin völlig lädiert. Dieses Geständnis mache ich vor Ihnen wie vor dem letzten noch bekannten Menschen hier. Ich habe das Böse und Schmerzhaftes von jedem schroffen Eindruck, jeder Kränkung und jedem Stoß von außen seit jeher bis zum Siechtum gefühlt, jenes Gefühl, das vier Jahre lang Tag und Nacht durch jedes Gerücht, jeden Zeitungsbericht, jede Aufregung und jeden großen oder kleinen Vorfall seitens der Deutschen und der jüdischen Aschkenasim, seitens der Zionisten hier [...] und der Chovevei Zion in Russland gekränkt, zertrampelt und weggedrückt wurde. Abgesehen davon fehlt es an Geldmitteln, in einigen Stadtteilen Berlins wird Gefängnishaft verhängt, kein Heraus und Hinein mehr, es fehlt ein literarischer Zirkel und auch von unserem Haus [in Shklov] fehlt jede Nachricht. Die literarische Arbeit dient mir als Alkohol und Opium, bis im Rausch alles vergessen ist.« (Schneur an Bialik, 26. Oktober 1918, 3)

Dem jüdischen Literaten und Philanthropen Jitzchak Naiditsch teilte er mit:

»Ich werde mich kurzhalten. Ich bin an einer schweren Nervenkrankheit erkrankt, die mich bis heute nicht verlassen hat. Ich konnte nicht schlafen. Ich konnte niemandes Gesicht sehen, nicht arbeiten und kein Buch lesen. Ich dachte schon an den Strick ... die Kugel ... die Todesdroge.« (Schneur an Naiditsch, 16. Januar 1921)

Diese Zeilen schrieb Zalman Schneur in seiner Wohnung in der Sächsischen Straße. Von ebenda ging etwa ein Jahr später ein Brief an Anna Kaplan:

»Meine Freunde sagen: ich muss – heiraten, dann geht alles vorüber. Bei meine Generalproben (mit Heirat) habe ich aber die Erfahrung gemacht dass – dann fängt alles erst an.« (15. Juli 1922)

Ob die Bekanntschaft mit der Familie Kaplan die Einsamkeit und das Fehlen von Schriftstellerkollegen während der Kriegsjahre ein wenig milderte? Schneur traf Anna vermutlich zum ersten Mal im Kreis ihrer Familie bei einem seiner Besuche in der Bamberger Straße. Ihre Eltern erwähnt er jedoch in keinem einzigen seiner Briefe an Anna und auch nicht in der übrigen überlieferten Korrespondenz dieser Jahre. Wir kennen nicht den Anlass für Schneurs Besuche bei dieser Familie und wissen nicht, woher ihre Bekanntschaft rührte. Dennoch ist anzunehmen, dass er die Tochter der Kaplans in diesem Hause kennenlernte und sich ihre persönliche Verbindung im brieflichen Kontakt fortsetzte. Davon wussten auch Annas Eltern, denn Schneur versäumte es in keinem Brief, ihre Familie grüßen zu lassen.

Unmittelbar nach Kriegsende verließ Zalman Schneur Berlin. Er verbrachte zunächst einige Monate in einem Sanatorium in Kopenhagen, wo er Abraham Joseph Stybel traf, einen russisch-jüdischen Geschäftsmann, der mit hohen Summen die Erneuerung der hebräischsprachigen Buchkultur Europas nach dem Weltkrieg unterstützte. Zusammen mit Stybel reiste er nach Amerika, wo sie nach neuen Möglichkeiten der Veröffentlichung und Verbreitung hebräischer Literatur suchten. Nach einer heftigen Meinungsverschiedenheit kehrte Schneur jedoch bereits im selben Jahr allein nach Berlin zurück und mietete die Wohnung in der Sächsischen Straße. Der berufliche Dissens mit Stybel war keineswegs die einzige, nicht einmal die dramatischste Krise Schneurs nach dem Ersten Weltkrieg. Tatsächlich zählten diese Jahre zu den schwierigsten seines Lebens.

## Berlin 1921

Das Jahr 1921 war ein entscheidendes Jahr in Schneurs Leben: Der Bürgerkrieg in Russland endete und die neuen Grenzen zwischen Ost und West machten den Schriftsteller

für immer zu einem Entwurzelten, zu einem Vertriebenen im Westen. Im September kam, erstmals nach dem Krieg, in Karlsbad der Zwölfte Zionistenkongress zusammen. Für Schneur war das nach den für viele Jahre unterbrochenen Kontakten die erste Gelegenheit, wieder die führenden Vertreter der hebräischen Literatur zu treffen, allen voran Bialik. Und wirklich sahen sich die beiden nach etwa sieben Jahren auf diesem Kongress endlich wieder. Bialik wirkte auf Schneur wie ein völlig anderer Mensch: erschöpft, gealtert, niedergeschlagen. Bialik war es gelungen, über den Seeweg aus Odessa ins osmanische Konstantinopel zu flüchten, von wo er müde und ausgelaugt nach Karlsbad kam. Von allem, was er an moderner hebräischer Buchkultur in Odessa aufgebaut hatte, waren nur noch die hebräischen Matrizen übrig, die er von dort hatte retten können. Bald begriffen Schneur und die übrigen Kongressteilnehmer, dass die Basis der osteuropäisch-hebräischen Buchkultur im Krieg zerstört war und ihre Zukunft im Dunkel lag. Auch die meisten Exemplare von Schneurs Gedichtband, den Bialik 1914 in Odessa herausgegeben hatte, waren verschwunden oder zerstört. Das Manuskript des zweiten Bandes von Schneurs Dichtungen gilt seither als verschollen. Hinzu kam, dass wenige Tage nach dem Kongress der Warschauer Schriftsteller und Herausgeber Ben-Avigdor (Avraham Leib Shalkovich) überraschend verstarb – womit sich ein weiteres Kapitel literarischer Kultur schloss. Ben-Avigdor, Gründer des Verlags Tuschia in Warschau, war der erste Herausgeber von Werken Schneurs gewesen, beginnend 1906 mit dem Gedichtband *Im schki'at ha-ḥama* (Bei Sonnenuntergang). Von Ben-Avigdors Warschauer Verlagshaus war die erste Woge modernistischer Texte junger, gegen Ende des 19. Jahrhunderts geborener hebräischer Schriftsteller ausgegangen. Wie bei einer Stoppuhr war die Zeit hebräischer Literatur wieder auf null gestellt, gewissermaßen auf ihren kanonischen Ausgangspunkt zurückgesetzt worden. Mit dem Tod Ben-Avigdors im September 1921 ging eine Epoche der neuen hebräi-

schen Literatur zu Ende. Dazu kam ein weiteres Ereignis: Am 18. November 1921 wurde der hebräische Schriftsteller Micha Josef Berdyczewski in Berlin beigesetzt, dessen Werke einen Grundstein des Tuschia-Verlags gebildet hatten. Berdyczewskis fünf Kurzgeschichten, die 1900 herausgekommen waren, prägten die Figur des jungen, aus Osteuropa stammenden Juden, der sein familiäres und soziales Zuhause verlässt und in die Kulturmetropolen Europas aufbricht.

Wanderschaft, Hunger und Einsamkeit bestimmten den Prozess einer harten, von Illusionen verzerrten, dennoch notwendigen Bildung. Diese »neuen Juden«, Schriftsteller aus Schneurs Generation und deren Leserschaft, informierten sich in der hebräischen Presse über Herbert Spencers Theorie des Sozialdarwinismus, sie kannten Émile Zolas Romane in jiddischer Übersetzung und zerbrachen sich den Kopf über den englischen Dichter Thomas Chatterton, den man vergiftet auf einem Pariser Dachboden gefunden hatte. Goethes Faust galt in ihren Augen als moderne Verkörperung des Elischa' ben Abuja, dessen Gestalt sie aus einer talmudischen Aggada kannten: ein weiser Schüler, der mit seinen Forschungen die Grenzen des Erkennbaren überschritt und, seiner Welt entrückt, zu einem »Anderen« wurde. Sie alle waren Autodidakten, eifrig setzten sie die Bruchstücke eines Bildes der »europäischen Kultur« oder »des Westens« zusammen. Ein spröder Rationalismus, Interesse an den zum Jahrhundertende hin entstehenden neuen Wissenschaften und das Nachwirken eines romantischen Erbes bildeten die Folie hierfür. Alle diese Schriftsteller und die gesamten Leser der europäischen hebräischen Literatur wurden 1921 nahezu auf einen Schlag unzeitgemäß.

Das endgültige Ende dieser Epoche aber ereignete sich gar nicht in Europa, sondern im Nahen Osten, dessen blutige, nationale Konflikte in Eretz Israel/Palästina für ihn nun nicht länger in weiter Ferne lagen. Im Mai 1921 reagierten die Araber in Jaffa mit gewalttätigen Aufständen auf die britische Herrschaft und die immer deutlicher erkennbare

Verbindung zwischen den Kolonialherren und den neuen jüdischen Siedlern. Am 2. Mai wurde der Schriftsteller Josef Chaim Brenner im Haus jüdischer Zitrusbauern in Jaffa ermordet. Das Bild von Brenners nackter Leiche ging durch die Presse und markierte die wirkliche Front, die plötzlich »hinter« der hebräischen Literatur aufschien, deren fiktives Gewebe durchstach und selbst die dramatischsten Vorstellungen übertraf.

Neben all diesen kulturellen und gesellschaftspolitischen Ereignissen trafen Schneur persönliche, familiäre Katastrophen: Zuerst hörte er vom Tod seines jüngeren Bruders Elijahu, danach erreichte ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters Jitzchak-Itsik in Shklov und schließlich die vom Tod seines ältesten Bruders Dov-Ber in London. Elijahu verstarb am 8. Mai 1920 und wurde in Bogorodsk beigesetzt, etwa vierhundert Kilometer östlich von Moskau. Schneur, der seit Mai 1914 im Westen lebte und seit der Revolution von 1917 nicht mehr nach Russland zurückkehren durfte, hatte seinen Bruder seit Ausbruch des Krieges nicht mehr gesehen. Er wusste, dass Elijahu während der Kriegsjahre als Ingenieur in der russischen Armee in Moskau gedient hatte. Dass er gestorben war, erfuhr er mit etwa einem Jahr Verspätung. Am 17. März schrieb Schneur aus Berlin an seinen Freund Jitzchak Dov Berkowitz in New York:

»Mein Lieber, nach vielem, schwerem Nachsinnen und schattenhaften Gerüchten hat mich schließlich [...] die harte Nachricht erreicht, dass mein jüngerer Bruder Elijahu, mein Herzallerliebster, du kanntest ihn, glaube ich, an Typhus gestorben ist. Offenbar haben meine Verwandten und mein kleiner Bruder (Jerachmeel) es vor mir verheimlicht, weil sie wussten, dass meine mit seiner Seele verknotet ist.« (Schneur an Berkowitz, 17. März 1921)

Anfang Juni, etwa drei Monate nachdem er diese bittere Nachricht empfangen hatte, verließ Schneur Berlin und

machte sich auf zum Lahmann-Sanatorium bei Dresden. Dort verbrachte er fast den ganzen Juni. Gegen Ende des Aufenthalts hatte er die eintönigen Regularien der Einrichtung, vor allem die vegetarische Ernährung mit Spinat, Steckrüben und Reis, gehörig satt und sehnte sich nach Berlin.

Am 10. Juni 1921, eine knappe Woche nach Kurbeginn, schrieb er seinen ersten Brief an Anna. Von allen Schicksalsschlägen, die ihn im Winter und Frühjahr 1921 getroffen hatten, schildert er ihr nur seinen tiefsten Schmerz: den Tod Elijahus. Mit einer Anspielung auf seine innere Unruhe berichtet Schneur von einem beklemmenden Albtraum, der ihn in einer der Nächte zuvor heimgesucht hatte:

»Sie sollen nicht lachen, ich traume hier fast jede Nacht von meinem toten jüngeren Bruder. Vorgestern kamm er so ›ganz realistisch‹ und deklamierte zwei Zeilen, meine Zeilen, aus einem Gedicht: (Übersetzung)

--- ›Es sehnt sich Herz nach Herz und Mund – nach Mund Und doch – Niemals finden sie sich im Lebens-Nebel‹  
Das Gedicht schrieb ich mit 12 Jahr. Warum hat er gerade das deklamiert?«

Anna antwortete sicher umgehend, vielleicht brachte sie ihre tiefe Besorgnis um sein Wohlergehen zum Ausdruck. Möglicherweise erbat sie ein genaues Zitat des hebräischen Gedichts, das Schneur in dem Traum erkannt hatte. Jedenfalls beeilte er sich, sie etwa zehn Tage später, am 22. Juni, in einem nächsten Brief zu beruhigen:

»Mir geht es jetzt bedeutend besser. Bin Ruhiger. Mein Schatten kommt nicht mehr. Und schade. ›Er‹ war mehrstenteils sehr interessant und rührend. Obwohl aufregend – Meine Gedichte habe ich leider nich mit. Zu viel ist das auf der Reise werde Ihnen aber aus Berlin einige Fragmente zuschicken.«

Im September 1921 erhielt Schneur per Post eine Fotografie von Elijahus Grabstein. Im Juni 1921 aber, als er Anna Kaplan von seinen nächtlichen Alpträumen schrieb, kannte er dieses Bild noch nicht. Die Ungewissheit erhielt ihre Bestätigung im Traum und dort erforderte der Tod die Sprache der Dichtung. Von dem Gedicht im Traum erzählte er keinem seiner hebräisch lesenden Freunde. Überhaupt schrieb Schneur nicht oft darüber, wie er die Nächte verbrachte. Ein einziger lyrischer, sehr in sich gekehrter Hinweis findet sich Jahre vor dem Tod Elijahus in einem Brief an Bialik:

»Ich suche in mir nach dieser Sicherheit der Welten von vor dem Krieg und finde sie nicht. Das ist kein Pessimismus, sondern Stumpfsinn und furchtbarer Gleichmut. Als ob das Herz abgestorben wäre. Vor zwei Wochen habe ich schlecht geträumt und scheinbar im Traum geweint und als ich erwacht bin, fühlte ich bloß Dankbarkeit für den Fürsten der Nacht. Ich saß da und lachte, dass ›ich mein Herz gefühlt hatte‹. (Schneur an Bialik, 26. Oktober 1918, 3)

Der Inhalt des Traums wird hier nicht erzählt; nicht von Worten, nur vom Weinen ist die Rede. Das stille Nachsinnen und die Erinnerung an die Gedichtzeile entspinnen sich erst im Anschluss, mit dem erschrockenen und doch nüchternen Erwachen. Die Dichtung ist ein Teil von Schneurs konkreter Gewissheit, während er im Bett sitzt und sein Herz »fühlt«. Dagegen wurde der nächtliche erste Brief an Anna gewissermaßen in der Dunkelheit geschrieben.

So setzt der ganze Briefwechsel mit Anna in der Nacht ein. Er beginnt gleichsam auf der abgedunkelten Seite des tätigen Lebens. Schneur richtet an Anna im Juni 1921 Worte aus einem hebräischen Gedicht, das sie niemals gelesen hat. Er steht hier sozusagen außerhalb der Lektüre, wendet sich aus dem lyrischen Schatten heraus an sie, um gemeinsam mit ihr hinter das beschriebene Blatt zu treten.

Die Verse des Bruders im Traum zitiert Zalman Schneur aus dem Gedächtnis und in deutscher Übersetzung. Dabei ist beiden klar, dass die Zeilen im Traum natürlich nicht auf Deutsch gesprochen wurden, sondern wohl auf Hebräisch, in derselben Sprache also, in der auch das Gedicht verfasst wurde. Deshalb ist es an uns, in einer gegenläufigen Bewegung aus seiner deutschen Übersetzung die hebräischen Worte zu bergen. Offensichtlich handelt es sich um eines seiner frühen Gedichte, es trägt den Titel *So küsst man bei uns* (*Kach noschkim ezlenu*). Es wurde erstmals im Juni 1906 in der hebräischen Literaturzeitschrift *Ha-me'orer* (Der Wecker) abgedruckt, die Josef Chaim Brenner in London herausgab. Auch in Schneurs Lyrikdebüt *Im schkiat ha-ḥama*, das im selben Jahr in Warschau erschien, wurde es aufgenommen. Die beiden Verse, die Elijahu im Traum spricht, stammen aus der ersten Strophe:

»... Nein, du weißt es noch nicht, meine Taube, wie man  
bei uns küsst.  
Man umarmt sich, bis man erstickt und sich fast die  
Knochen zerbricht  
Und man drückt Brust an Brust, bis nicht mehr zu trennen  
ist  
das eigene Herz vom Herzen des Friends.  
Und Lippe hängt an Lippe, in glühender Purpur-Glut,  
der Mund saugt ein und zieht und trinkt die Jugend  
des Friends.«

Die enge Verwandtschaft zwischen Begehren und Tod kommt darin ziemlich explizit zum Ausdruck. Sie zeigt sich in der morbiden Nähe zwischen den beiden Körpern. Das Begehren pendelt innerhalb des Bedeutungsspielraums dieses Gesichts fortwährend zwischen Kuss und Erwürgen. Wenn Schneur diese Verse im Brief an Anna zitiert, schwingt es in Richtung Liebesspiel. Doch wenn diese Verse im Traum dem toten Bruder in den Mund gelegt sind, dann schwingt



das Pendel zurück auf die Seite des Todes. Spricht im Traum der tote Bruder als der »Performer« des Gedichts, so handelt es sich um die erotische Annäherung zwischen zwei ähnlichen, ja identischen Körpern: wie ein Mensch, der sein eigenes Spiegelbild betrachtet, Brust mit Brust, Herz mit Herz und Lippe mit Lippe vergleicht. So steht auch Schneur, wenn er im Traum seinen toten Bruder trifft, in Wahrheit seinem eigenen Spiegelbild gegenüber. Oder betrachtet umgekehrt der tote Bruder den lebendigen, drückt er im Todeskuss Mund an Mund und Brust an Brust, bis sich das Spiegelbild verdunkelt und von seiner Gestalt verschluckt wird?

Eine solche Interpretation rückt vom Gedicht selbst etwas ab und beruft sich auf die damaligen besonderen Umstände – auf das Wissen um den Tod des Bruders, ein Ereignis, das erst jetzt zum Kontext des Gedichts hinzukommt, rund zwölf Jahre nachdem es geschrieben wurde. Diese Lesart beinhaltet darüber hinaus eine gewisse Unsicherheit, denn sie verlässt sich auf ein paar aus dem Gedächtnis zitierte Verse. Hinzu kommt, dass diese Verse kein Zitat aus dem gedruckten, sondern aus dem geträumten Gedicht sind. Schneur schreibt im zweiten Brief an Anna, dass er seine Gedichte nicht zur Hand habe und darum auf sein Gedächtnis vertraue.

Zalman Schneur hält sich zu dieser Zeit im Sanatorium auf, hat Abstand zu dem Vorgefallenen und zu seiner Erinnerung gefunden. Er ist jetzt in einem Zustand, der ihm zu zweifeln und zu vergessen erlaubt. Zwar verspricht er Anna, er werde ihr »aus Berlin einige Fragmente zuschicken«, aber ist das überhaupt notwendig? Ist nicht gerade das Fehlerhafte an dieser Stelle viel wichtiger? Der Traum, das Sanatorium, die Entfernung von zu Hause, die Übersetzung aus dem Hebräischen ins Deutsche – all diese Umstände sorgen für eine neue Art der Lektüre, die von ebendiesen Umständen abhängig ist und sich aus der Lückenhaftigkeit, aus dem Defektiven nährt. Die Umstände führen dazu, dass das Gedicht neu geschrieben wird. Und Tatsache ist, dass es neu

geschrieben wurde. In der Gedichtausgabe, die Schneur 1924 in Berlin herausbrachte, erscheint es bereits in einer überarbeiteten Fassung:

»... Nein, noch weißt du nicht, mein Mädchen, wie wir es mit dem Küssen machen:

Die Arme – verschlungene Schlangen, giftig und würgend sie drücken Brust an Brust, bis nicht mehr zu trennen ist das eigene Herz vom Herzen des Friends.«

Entscheidend ist die Neuerung im zweiten Vers. Die explizite Todesmetaphorik der ersten Fassung: »Man umarmt sich, bis man erstickt und sich fast die Knochen zerbricht«, wurde in ein andeutungsreicheres Bild verwandelt, das den Akt des Mordens – in der ersten Fassung noch ganz wörtlich zu verstehen –, jetzt zur poetischen Metapher der Schlangenarme abmildert. Interessant ist, dass der Bruder im Traum ausgerechnet jene Zeilen überspringt, die im ganzen Gedicht am unmissverständlichsten vom Tod sprechen. Im Traum geht das Gedicht von der Mitte aus. Es lässt den ersten und zweiten Vers aus, in dem Schneur ebenfalls eine bedeutsame Veränderung vornahm: Aus »bei uns« wird »wir«. Möglicherweise lag der Grund hierfür in einer Kritik, die unmittelbar nach Veröffentlichung der Erstfassung geäußert wurde:

»Die künstlerische, für das Auge unsichtbare Betonung lag hier daher auf dem [im Hebräischen einen] Wort ›bei uns‹: Das heißt, schaut her, ihr müßigen Juden, auch bei uns gibt es einen, der weiß, wie man macht, was jedem kleinen Goi erlaubt und euch verboten ist, und dieser eine bin ich, Schneur!«

Das hebräische Wort »bei uns« war nach Meinung der Kritiker eine Anspielung auf den einschränkenden sozialen Rahmen des Shtetls, den der Autor mit seinem Wegzug nach Zentraleuropa zu durchbrechen suchte. Als habe sich

Schneur zum intimen Liebesspiel stumme, staunende Zeugen eingeladen, Torhüter der traditionellen jüdischen Gemeinde. Das hebräische »bei uns« umgibt diese Gemeinde gleichsam wie ein Zaun, es kann aber auch ein Echo der Familie, des elterlichen Hauses sein, das Schneur vor langer Zeit verlassen hat. Darum ist dieses Wort aufgeladen mit der häuslichen Alltagsroutine, der Schneur den Rücken kehrte und gegen die er mit seiner sinnlichen, rebellischen Poesie anscrieb. Möglicherweise verknüpft sich das Andenken an den toten Bruder, je mehr Jahre vergehen, mit jenem pluralischen »bei uns«. Es geht hier also nicht nur darum, Begehren und Vereinigung auf den Tod zu übertragen, sondern auch um eine Transformation der intimen Sprache in die – Gemeinde und Familie repräsentierende – Pluralform. Vielleicht hat sich Schneur deshalb entschieden, in der Fassung des Gedichts von 1924 die erste Person Plural zu wählen. »Bei uns« stand für Tradition, Beständigkeit, einen festen Ort und ein gemeinsames Leben; »wir« spricht von einer Person ohne festgelegten Wohnsitz, ohne Haus und Eigentum, ohne Beständigkeit im Leben.

Warum wählt Schneur ausgerechnet diese komplizierte Facette der grammatischen Person in seinem Schreiben an Anna? Was erhoffte er sich von ihr? Erhoffte er vielleicht gar nichts? Schneur fragt sich das in ebendiesem Brief vom 10. Juni 1921 selbst:

»Nachher fiel er mir am Halse und weinte. Ich war 2 Tagen vollkommn Seelen-krank. Und wozu schreib ich es Ihnen!«

Wir wissen nicht, ob sie in ihrem eiligen Antwortbrief darauf einging. Wir wissen nicht, ob sie wusste, was sie ihm antworten sollte. Am 22. Juni dankt er ihr jedenfalls höflich für ihre Worte:

»Habe Ihre schöne Zeilen gelesen, mit Dankbarkeit gelesen.«

Worauf sich sein Dank bezieht, bleibt uns verschlossen. Dennoch dürfen wir davon ausgehen, dass Schneurs Briefe an Anna einen intimen, geschützten Raum bildeten.

In dem Textgewebe, das Schneur hinterlassen hat, einem mit Briefen an verschiedene Adressaten, handschriftlichen Gedichten und Fotografien durchwirkten Gewebe, kann man gelegentlich beobachten, wie sich dieser geschützte Raum für einen Moment seinem schriftstellerischen Leben öffnet und es abbildet, um sich gleich darauf wieder hermetisch zu schließen. Die verwickelte, gewobene Historie dieses Schreibens spannt sich über große Weiten hin: Sie führt von Schneurs Berliner Wohnung ins Sanatorium und zurück nach Berlin, zur Beerdigung von Micha Joseph Berdyczewski und weiter zum Zionistenkongress nach Karlsbad, dann zu Elijahus Grab weit im Osten, in Bogorodsk, und schließlich nach Eretz Israel/Palästina, wo gerade Unruhen ausbrachen. Dort erwarteten ihn einige seiner zionistischen Freunde, allen voran der Schriftsteller Simḥa Ben Zion in Jaffa.

In einem Brief Schneurs an Ben Zion eröffnet sich für einen Moment die ganze epische Weite und Intensität des Jahres 1921, die sich aber sofort wieder auf Schneurs Alltag und den bevorstehenden Aufenthalt in der lahmanschen Heilanstalt reduziert:

»Nach Eretz Israel kann man nur kommen, um zu kämpfen: um wie Brenner zu fallen, den das Messer der Araber abgeschlachtet hat. [...] Sie sehen – um diesen Krieg, der als Gebot gilt, zu kämpfen, fehlt mir momentan, nach sieben Jahren Gefangenschaft, Hunger, ständiger Arbeit und einer familiären Sorge nach der anderen die Kraft, [...] aus diesem Grund begeben mich jetzt zur Erholung in ein Sanatorium. Vielleicht hilft das. Dann, erst dann wird es mir möglich sein, wieder, ja, sogar für einige Zeit über die Sache mit Eretz Israel nachzudenken.« (Sneur an S. Ben Zion, o. D., 3).

Schneur schreibt diese Dinge wohl Ende Mai, kurz bevor er in Weißer Hirsch eintrifft. Er legt sein Wortgewebe aus, das bis hinüber nach Jaffa reicht, tastet erneut nach der jüngeren Vergangenheit in Berlin, deutet den Tod des jüngeren Bruders an und bezeichnet all dies als Grund für die notwendige Erholung. Und hier scheint bereits das Geheimnis seines Briefwechsels mit Anna auf: eine autonome Enklave fast ohne Verbindung zur Außenwelt.

### **Nizza, Frankreich. April 1933**

Die bisherige Darstellung wirft eine grundsätzliche Frage auf: Warum befinden sich Schneurs Briefe an Anna Kaplan-Singer in seinem Nachlass? Hat sie ihm die Briefe nach 1933 selbst zurückgegeben? Bat er sie darum? Oder haben ihre Erben sie an Schneur geschickt? Anna Kaplan-Singer zog später von London nach Südafrika, wo sie 1986 verstarb und ihr Haus und all ihre Habe hinterließ. Gewiss ist jemand nach ihrem Tod durch die Räume gegangen, hat alle Schubladen geöffnet – eins ihrer Kinder, eine Angehörige, ein Freund? Darüber können wir nur spekulieren. Auf jeden Fall müsste jemand diese Briefe gefunden haben, falls Anna sie wirklich die ganzen Jahre über wie eine traurige Jugenderinnerung bei sich bewahrt hatte. Waren sie womöglich in völlige Vergessenheit geraten und nur zufällig zwischen anderen Dokumenten erhalten geblieben? Oder hatte sie das Bündel von Zeit zu Zeit geöffnet, vorsichtig die Blätter auseinandergefaltet und darin gelesen? Vielleicht war dies eine private Sphäre, von der sie niemandem in ihrem neuen Leben erzählte. Vielleicht wusste niemand, dass sie irgendwann in einem Europa vor dem Krieg mit dem prominenten Schriftsteller befreundet gewesen war. Und als die Briefe mit Schneurs Absender in ihrem Haus auftauchten, beschloss man, sie ihm stillschweigend zurückzugeben, ohne ihn mit unnötigen Fragen zu belasten?

Sollte es so gewesen sein, warum sind dann aber Annas Briefe verschwunden? Gab Schneur nicht darauf acht? Fürchtete er, dass in seinem Hause etwas ans Licht kommen könnte, das nicht einfach zu erklären war: Zeilen, die von der tiefen Freundschaft mit einer anderen Frau erzählen. Oder war es umgekehrt, hatte sein Interesse mit den Jahren nachgelassen und er verschwendete längst keinen Gedanken mehr an diese Nebensächlichkeit? War zwischen den vielen Dokumenten, die er über die Jahre zu sortieren und zu organisieren hatte – Handschriften, Entwürfe und berufliche Korrespondenz – für Annas Briefe kein Platz mehr?

Vor allem aber stellt sich die Frage, ob der Brief vom Juni 1933 tatsächlich sein letzter an Anna ist oder die Verbindung nach dem Krieg noch einmal auflebte. Zumindest suchte Schneur in den ersten Nachkriegsjahren in New York nach ihr. Ob er sie gefunden hat? War der Brief, den er im Februar 1945 nach London sandte, eine erste neue Kontaktaufnahme oder ist er einer von vielen, die verloren gingen? Falls der Briefwechsel in den Vierzigerjahren tatsächlich noch fortbestand, wo ist er abgeblieben? Was den Umschlag vom Februar 1945 angeht, so ist die schwierigste Frage wohl: Warum ist er ohne Inhalt überliefert? Warum ist nicht auch das Kuvert verloren gegangen oder vernichtet worden? Ist es Zufall oder Absicht? Auf welcher Seite ist nach dem Grund zu suchen, falls Letzteres zutrifft?

Im April 1933 war Nizza ein sonnenverwöhnter Urlaubsort und die Touristen aus Berlin müssen den Aufenthalt sehr genossen haben. Die Kaplans logierten im Hotel Hermitage, nicht weit vom Strand. Die Familie hatte bereits eine gewisse Zeit in Frankreich verbracht und auch in Paris Halt gemacht, bevor sie an die Côte d’Azur fuhr. Von Nizza aus wollte man den Süden des Landes noch weiter bereisen. Am 25. April 1933, einem Sonntag, saß Schneur in seinem Pariser Stammcafé, dem berühmten La Rotonde in Montparnasse, und schrieb einen kurzen Brief an Anna:

»Die Wunder der Natur in Süd-Frankreich (Provence – hauptsächlich) sind noch weit nicht erschöpft mit Nice und Umgebung. Sie müssen unbedingt die fr. Riviera kennenlernen, von St. Raphael bis Menton. Dann werden sie eine richtige Meinung haben.«

Der Brief kam binnen weniger Tage in Nizza an. Aus ihm geht hervor, dass Schneur und Anna es schafften, sich in Paris zu treffen, allerdings gemeinsam mit ihren Familien. Zalman Schneur schreibt, dass Annas Bruder Sigmund sich mit ihm über sein Schreiben unterhalten habe, und bestellt Grüße von seiner Frau Salomea und seinem kleinen Sohn. Salomea empfahl dem Ehepaar Singer, kleine Pastetchen als Proviant auf die Eisenbahnfahrt nach Nizza mitzunehmen, was Schneur sichtlich vergnügt erwähnt:

»Ich freue mich herzlichst, dass ›es hat geschmeckt‹. Ich allein darf das nicht essen. Aber meine Frau hat es empfohlen. Sie nimmt diese ›Bouchees‹ immer mit im Theatre und auf Reisen.«

Es waren schöne, unspektakuläre Ferientage, wie sie im April 1933 vielleicht zum letzten Mal in dieser Weise möglich waren. Wenige Jahre später sollten Schneur und seine Familie unter gänzlich anderen Umständen nach Südfrankreich zurückkehren. An einem Tag im Juni 1941 werden sie in Marseille aus einem überfüllten Waggon aussteigen. Erschöpft, getrieben, mit eilig gepackten Koffern werden sie auf den Bahnsteigen umherlaufen und den Zug nach Sevilla suchen, dort ein Schiff nach Amerika besteigen und vor den Nationalsozialisten aus Europa flüchten. Im Frühling 1933 jedoch dachte noch niemand im Traum an eine solche Flucht. Nur im Rückblick wird klar, dass im Refugium dieses Frühlings die Korrespondenz der beiden ein ungewolltes Ende fand. Sie endete so, wie sie auch begonnen hatte – nicht in der häuslichen Umgebung, sondern in peripheren Räumen, die

einander geradezu ablösen: das Café in Paris, das Hotel am Meer. Im Juni 1921 schrieb Schneur aus dem Sanatorium am Waldrand an Anna, berichtete von seinen Alpträumen. Jetzt, im April 1933, ist die Ruhe offenbar noch tiefer geworden, ist eine echte Beruhigung eingetreten. Darüber hinaus standen beide Familien inzwischen offenbar in freundschaftlichem Kontakt. In diesem Geiste ist auch Schneurs kurzer, höflicher Brief gehalten, wenn er mit einer gewissen Routine allen Gutes wünscht, nicht von Kummer spricht und keine Andeutungen macht; wenn er keinen bösen Traum einstreut.

Irgendwann zwischen April 1933 und Juni 1940 begannen sie sich zu verlieren. Um den Moment der Auflösung zu erfassen, muss man zu jenem Tag zurückkehren, an dem Salomea und Zalman Schneur nach Warnungen der französischen Behörden vor drohenden Bombenangriffen ihr Haus in Fontenay-sous-Bois verließen. Die Rue Émile Roux 57 ist bis heute ein stattliches Gebäude, das einen kleinen Hof und einen Weinkeller besaß. Die Schneurs hatten es 1932 erworben, Elijahu und Renée Rebecca wuchsen hier auf. Von seinem Arbeitszimmer aus schickte Schneur jede Woche neue Romankapitel an die Redaktionen jiddischer Tageszeitungen in Warschau und New York, wo sie in Fortsetzung erschienen. Dieses Arbeitszimmer enthielt auch eine große Bibliothek jiddischer, hebräischer, französischer und deutscher Literatur. Zalman Schneur arbeitete täglich viele Stunden, gelegentlich fuhr er auch ins nahe Paris und saß in einem der Cafés in Montparnasse oder im Büro des PEN-Clubs.

Im Mai 1940 hatte Deutschland auch Frankreich angegriffen. Anfang Juni verließ die Familie Schneur ihr Haus, ohne je zurückzukehren. Am 14. desselben Monats schrieb Schneur einem seiner Freunde in Amerika:

»Der Feind steht in den Toren von Paris und an dem Tag, da Sie diesen meinen Brief empfangen, wird die Lage gewiss noch schlimmer sein. Einstweilen haben wir alles in Paris verloren und streunen etwa dreihundert Kilo-



meter hinter der Front völlig bedürftig durch die Provinz. Jede Nacht werden wir von Flugzeugen und Bombardierungen geweckt.« (Schneur an Feinstein, 14. Juni 1939 [richtig: 1940])

Gegenüber seinem Lektor in New York äußerte er sich detaillierter:

»Dienstag vor drei Tagen sind wir mit den Kindern geflüchtet. Wir wohnten nicht weit vom Schloss Vincennes nahe Paris, wo es höchst gefährlich wurde. Dienstagmorgen riefen die Behörden jeden, der Kinder hat, auf, fortzugehen. Sofort fiel ein großer Schrecken über alles und wir schafften es kaum bis nach Vichy, das 350 Kilometer von Paris entfernt ist. Die Wege waren bereits völlig verstopft und wir hatten große Schwierigkeiten, voranzukommen.« (Schneur an Kahn, 30. September [o. J.]

Etwa eineinhalb Jahre lang, bis zum Sommer 1941, bewohnte die Familie Schneur ein zwei Zimmer umfassendes Häuschen im Arrondissement Vichy; dann ging es weiter nach Süden und über die Grenze nach Spanien. Doch der Verlust des Hauses in Fontenay war schmerzhaft. Im Brief an Feinstein wenige Tage nach der Flucht aus Paris bat Schneur um Hilfe:

»... abgesehen davon bitte ich Sie, mir zu telegrafieren, ob ich Ihnen all meine Handschriften schicken kann [...] wenn ich schon alles verloren habe, so mögen zumindest meine halb fertigen Handschriften nicht auch noch verloren gehen [...] das ist die Rettung meines ganzen geistigen Erbes [...] ich sagte Ihnen bereits, die Ereignisse überschlagen sich, schwemmen alles hinweg und es ist unmöglich, diesem peitschenden, alles mit sich reißenden Strom, der schon ans Tor meines Exilorts schlägt, noch weiter standzuhalten. Auf meinen Päckchen wird die Ihnen bekannte Pariser Adresse stehen, doch die können Sie

nicht mehr verwenden. Vermutlich ist sie zusammen mit meinem Haus, meinem Archiv und allem, was sich dort befindet, längst verloschen unter dem Himmel.« (Schneur an Feinsein, 14. Juni 1939 [richtig: 1940])

Schneurs Worte sind ein Anstoß, über den Schrecken dieses Krieges nachzusinnen, wie er sich im symbolischen Verlust von schriftstellerischem Werk und dessen zivilisatorischer Bedeutung manifestiert. Dieser Verlust wird zwischen den Briefen greifbar, die mit den Marken der altgedienten, untergegangenen Imperien frankiert sind. Als Schneur sein Haus verlassen musste, war er auch gezwungen, diese Republik des geschriebenen Wortes aus Schriftstellern und Freunden zurückzulassen, die einander über ferne Grenzen hinweg Briefe sandten und durch unzählige Postkarten, Telegramme und ausführliche Korrespondenzen ein anhaltendes, gegenseitiges Gespräch zu kultivieren suchten. Schneur musste einen schwerwiegenden Entschluss fassen:

»Ich konnte nur meine Handschriften retten. Mein Schrank mit Zehntausenden Briefen von Schriftstellern und vielen namhaften Leuten, darunter: Briefe von Mendele und Peretz, Schalom Alejchem, Bialik und anderen, ist unwiederbringlich verloren.« (ebd.)

Ob er sich bei alledem auch an die Briefe von Anna Kaplan-Singer erinnerte? Überlegte er, ob er sie mitnehmen sollte, ein dünnes Bündel von weniger als zwanzig Briefen? Gewiss stand der Koffer offen auf dem Boden des Zimmers. In der Mappe für die Handschriften hätte dies wenige vielleicht noch Platz gefunden. Doch ist zu bezweifeln, dass Schneur sich an jenem Tag an Anna erinnerte, dass er an ihre Stadt Berlin dachte, die jetzt besonders für Jüdinnen und Juden feindliches, gefährliches Terrain war. Annas Briefe an Schneur blieben also – sofern sie nicht schon zuvor fortgeschafft oder vernichtet worden waren – in Fontenay-sous-

Bois zurück, falls er sie nicht im letzten Moment in einen der Koffer stopfte.

Wie dem auch sei, die Geschichte eines Verlusts nahm bereits ihren Lauf und verflocht sich mit Annas und Zalmans Leben. In den Sommermonaten des Jahres 1941 wartete Schneur in Sevilla zunächst vergebens auf ein Schiff. Nach seiner Ankunft in New York war er lange Zeit damit beschäftigt, sein Leben und das seiner Familie neu zu ordnen. Offenbar erst im Winter 1945 sandte er wieder einen Brief an Anna Kaplan-Singer.

Am 5. Februar 1945 wurde der Umschlag vom Hotel Royal Alexandra in Winnipeg, Kanada aus abgeschickt, die Vier-Cent-Marke ist mit dem Slogan »Eat right for health« gestempelt. Den Brief verschickte Schneur kurz vor Kriegsende von sicherem Ufer aus. Dass der Brief nicht aus New York, sondern aus einem Hotel im Ausland stammt, wirkt so, als gäbe er Anna wie immer aus der Ferne ein Zeichen; als könne ihre Verbindung niemals von einem Zuhause aus bestehen, sondern stets nur außerhalb dessen, im Interim, in der provisorischen Behausung; in einer Nische des Alltags.

Das Kuvert ist an Mrs. Anny Singer-Kaplan, 5 Wendover Court, Finchley Rd. in London adressiert. Hier im Nordwesten der Stadt lebte sie inzwischen in einem Mehrfamilienhaus. Die genaue Adresse stammte vielleicht aus zuverlässiger Quelle, doch verrät ein Detail, dass der Absender Zweifel hegte: Schneur fügte Annas Mädchennamen Kaplan etwas später hinzu, vermutlich nachdem er die Adresse fertiggeschrieben hatte. Die Buchstaben sind enger und in einer sichelförmigen Linie, die genau am Ende des Umschlags abbricht, bis dicht an den Rand geschrieben. Zwischen dem Namen Singer und dem Namen Kaplan steht ein Bindestrich. Schneur überlegte anscheinend, ob sie vielleicht wieder ihren Mädchennamen angenommen hatte. Diese kleine Geste ist hinreichende Bestätigung dessen, dass es sich hierbei um den ersten Brief nach dem Krieg handelt, mit dem er nach ihr tasten, die Beziehung zu ihr erneuern wollte.

Doch wenn der Brief seine Adressatin nie erreichte und der Umschlag zu Schneur zurückkam, wo ist der Inhalt geblieben? Deuten dieses Verschwinden (des Briefes) und diese Spur (der Umschlag) möglicherweise auf ein anderes Ende ihrer Beziehung? Es ist nicht bekannt, ob sie sich noch einmal getroffen haben. Doch hätten sie es getan, dann hätten sie das in weiteren Briefen vereinbaren müssen. Er hat seine bis 1933 an sie verfassten Briefe vermutlich entweder aus ihrer Hand oder von Annas Angehörigen erhalten. Und es ist gut vorstellbar, dass er diesem schmalen Bündel 1945 noch einen letzten Brief hinzufügte, der unbeantwortet blieb.

Wusste er sicher, dass Anna Singer nach London geflohen war und den Krieg überlebt hatte? Vielleicht wohnten ja ihre Verwandten in der Finchley Road? Er wollte herausfinden, wo sie inzwischen war, ihr seine neue Adresse mitteilen, ihr sagen, dass er die Hölle überlebt hatte und gerettet war. Wollte hören, dass auch sie gerettet war. War dafür ein Brief erforderlich? Musste er irgendein Wort schreiben? Hatte er nicht allein durch ihre Anschrift die Antwort auf seine drängendste Frage erhalten? Ihre Londoner Adresse und sein New Yorker Absender waren die Beweise ihres Überlebens. Er hatte den Ozean überquert. Er lebte in New York. Er hatte sie gesucht. Hier ist wirklich kein weiteres Wort, kein weiterer Brief vonnöten.

# Moderne jüdische Schreibkultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts

## Das Gesetz des Verschwindens: Nachdenken über den Verbleib der Briefe

Was verschwindet nach uns, mit uns? Was überlebt und wird vor dem Vergessen bewahrt? Welche Dinge, die uns umgeben, werden die Bestimmung haben, auf gewöhnliche, alltägliche, zufällige Weise verloren zu gehen? An welche Dinge, die wir heute immer wieder zur Hand nehmen – seien sie vertraut, notwendig, lästig oder schön – werden wir uns auch in Zukunft noch erinnern? Was wird nach langer Zeit entziffert und was bleibt ungehoben, verloren, auf ewig verborgen?

Das Verschwinden ist ein Gesetz, das an den meisten Dingen in jedem einzelnen Augenblick wirkt. Denn es ist ihr Schicksal, nach einer Zeit nicht mehr da zu sein. Gemeint ist nicht nur die bewusste Beseitigung – Vernichtung, Zerstörung oder Beerdigung –, sondern auch das beiläufige, beinahe belanglose, unvermeidliche Abhandenkommen, bewirkt durch Verlust, langsames Auswaschen oder Vergessen.

Die private Korrespondenz von Zalman Schneur, die im Mai 2018 in der Wohnung seiner Tochter in Madrid wiederentdeckt wurde, hätte verschwinden sollen; vielleicht wäre das meiste davon bereits über ein halbes Jahrhundert zuvor, im Sommer 1940, beinahe preisgegeben worden – zusammen mit dem übrigen Zurückgelassenen im Haus der Schneurs bei Paris, mit all den Büchern, Dokumenten und Gegenständen. Doch sind die Briefe nicht verloren gegangen, sie haben überlebt unter dem wenigen, das bei der Flucht hastig zusammengepackt wurde. Eine am 7. August 1940 im Rathaus unterschriebene Erklärung vermerkt, dass

Herr und Frau Schneur, ihre beiden Kinder und die Haushaltshilfe kriegsbedingt aus ihrem Haus in Fontenay-sous-Bois flüchteten, jedoch so bald wie möglich dorthin zurückzukehren beabsichtigen. La Chapelle-aux-Naux, knapp 300 Kilometer südlich von Paris, war die erste Station ihrer Flucht. In ihr Haus jedoch sollte die Familie nie mehr zurückkehren. Der größte Teil ihres Besitzes verblieb dort, ist seitdem verloren, geplündert. Nur wenig wurde nach dem Krieg zurückgegeben.

Im Rahmen der Rückerstattungsansprüche fertigte Salomea Schneur eine ausführliche Liste aller Wertgegenstände an, die sich ehemals im Hause befunden hatten. Dieses handschriftliche, auf Französisch verfasste Inventar zählt pedantisch alles Vermisste auf. Beispielsweise finden sich darin:

- »6 ... cuillers petites dorées [kleine Goldlöffelchen]
- 6 ... fourchettes à gâteau [Kuchengabeln]
- 1 ... grande assiette d'argent [großer Silberteller]
- 1 ... paire de bougerie [porte-bougies] en argent de Varsovie [ein Paar silberner Kerzenständer aus Warschau]«

Die Liste registriert, sorgfältig linksbündig untereinander geschrieben, einige Hundert Einzelstücke. Daneben ist auch ein offizielles maschinenschriftliches Dokument erhalten, ausgestellt im Rathaus von Fontenay-sous-Bois und auf den 21. Februar 1949 datiert. Darin werden detailliert alle Möbelstücke und Gegenstände aufgeführt, die sich bis zum Krieg im Hause befanden und dann ganz überwiegend Diebstahl und Plünderungen während der deutschen Besatzung zum Opfer fielen. Aufgezählt wird etwa das gesamte Mobiliar des Esszimmers: ein Holztisch mit sechs gepolsterten Stühlen, eine Anrichte, eine Louis-seize-Kommode, ein Wollteppich, ein doppelter Samtvorhang, ein Kronleuchter. Auch die übrigen Zimmer werden aufgeführt. In Schneurs Arbeitszimmer in der zweiten Etage befanden sich: ein amerikanischer Schreibtisch, ein gepolsterter Sessel, zwei Stühle

aus Eichenholz, ein dreitüriger Bücherschrank, zwei weitere Bücherschränke, ein Regal mit antiken Büchern, eine Chaiselongue, drei antike algerische Teppiche, ein Doppelbett, ein doppelter Vorhang. Eine separate, dem Dokument beigefügte Liste verzeichnet alle im Arbeitszimmer befindlichen Bücher, darunter eine antike Ausgabe des Talmuds im Ledereinband, mit Goldfaden genäht, eine russische Enzyklopädie in sechzehn Bänden (vielleicht die *Evrejskaja enciklopedija*, Petersburg 1906–1913), ein Larousse-Wörterbuch im Großformat, eine Auswahl der Werke von Goethe, Heine, Casanova, Ibsen, Tolstoi, Malraux. Das zwei volle Seiten umfassende Dokument ist vom Bürgermeister und drei lokalen Zeugen unterschrieben.

In einem früheren Dokument vom Oktober 1948 taucht eine weitere Liste von Gegenständen auf, die das Ehepaar Schneur vor dem Krieg bei einem regional tätigen Immobilienmakler deponiert hatte. Die Aufstellung schließt mit der Erklärung, man habe dem Makler A. Dale diese Gegenstände vor der Flucht zur Aufbewahrung für die Dauer des Krieges gegeben:

»La présente liste certifiée conforme et représente les objets laissés en garde chez Monsieur Dale en 1941, par Monsieur et Madame Shneour, actuellement 246 West End Avenue New York U.S.A.« (Vorliegende beglaubigte Liste führt die Gegenstände auf, die Herr und Frau Schneur, derzeit wohnhaft in 246 West End Avenue, New York, USA, Herrn Dale 1941 zur Aufbewahrung gegeben haben.)

Das Dokument wurde vom Bürgermeister von Fontenay sowie von je einem Vertreter des französischen Außenministeriums und der amerikanischen Botschaft in Paris unterschrieben. Am Anfang des Inventars wird Folgendes vermerkt: »Deux grosses caisses contenaient des archives et lettres.« (Zwei große Kisten mit Archivmaterial und Briefen.) Direkt darunter erscheinen in einer Spalte die restlichen

Gegenstände, die ebenfalls bei dem Makler deponiert worden waren: ein Paar Operngläser, ein mit einem blauen Steinmosaik (zerbrochen) verzierter Krug, ein Zuckerdöschen aus Silber, eine Perlenkette, ein Silberlöffel, ein kleiner Silberlöffel, ein Waterman-Füllfederhalter in einem Kästchen, eine Gürtelschnalle, eine Briefwaage aus Kristall. Eine seltsame Ansammlung von Gegenständen, von Details des täglichen Lebens, die alle einmal in Gebrauch gewesen waren.

Salomea Schneur kehrte nach Frankreich zurück und kümmerte sich um die Überführung der geretteten Besitztümer nach New York, einschließlich der zwei Kisten mit Archivmaterial und den wenigen Briefen, die zu bewahren Schneur entschieden hatte. Enthielten diese Behältnisse auch die intimen Korrespondenzen Schneurs mit seiner Mutter und mit Anna Kaplan-Singer? Oder befanden sich dort nur die Handschriften seiner Werke sowie verschiedene offizielle Briefe, jene Dokumente also, die nach Schneurs Tod in verschiedene israelische und amerikanische Archive gelangten? Fraglich ist, ob Schneurs Ehefrau damals wusste, was genau sie einsammelte. Ob sie überhaupt Zeit hatte, sich darüber Gedanken zu machen. Ob sich beide daran erinnern, was genau sie vor dem Krieg in diese Kisten gepackt hatten und was vergessen worden, was verloren gegangen war.

Die Schneurs konnten später einige Stücke aus ihrem geplünderten Besitz zurückholen. Am 30. Juni 1950 quittierte Salomea Schneur gegenüber dem französischen Außenministerium den Erhalt weniger Bücher, die in Österreich wieder aufgetaucht waren: einige Romane von Zola, Heines sämtliche Schriften, den Larousse Illustré in acht Bänden sowie eine Shakespeare-Ausgabe. An Schneurs einst Tausende Bände umfassende Bibliothek war jedoch nicht mehr zu denken. Nur einzelne Exemplare waren übrig geblieben, Relikte verschiedener Sprachkulturen und ästhetischer Strömungen, Residuen eines sorgfältigen Bemühens, die Welt zu betrachten, darzustellen, nachzuahmen und zu benennen. Ausdruck eines solchen Bemühens sind vor allem die acht



Larousse-Bände – eine umfassende, detaillierte Darstellung der Welt. Nachdem dieses Wörterbuch Krieg und Plünderung zum Opfer gefallen und von Frankreich nach Österreich verschleppt worden war, kam es nun auf ein Frachtschiff, überquerte den Atlantik und ließ Europa weit hinter sich. In New York seinen Besitzern zurückgegeben, brachen diese acht Bände nun vor der Unordnung der Welt zusammen, als stünde dieses Buch für einen Defekt, ja für etwas Absurdes.

Viele, wengleich sehr verwischte Spuren von Flucht, von Todesangst, von existenziellen Erfahrungen bestimmen die Erinnerung und die Möglichkeit, etwas zu retten. Doch als die Fracht schließlich New York erreichte, kamen dort womöglich trotz allem auch diese verschollenen Briefe zwischen den übrigen Dingen zum Vorschein: die akkurate Handschrift von Chaja Feiga Schneur, die mehr als zwanzig Jahre zuvor in Shklov gestorben und begraben worden war. Die Briefe, die Schneur in den 1920er Jahren an Anna Kaplan-Singer in Berlin gesandt hatte – Annas Spur war verloren, vielleicht hatte sie den Krieg gar nicht überlebt. Zögerliche, wengleich streng und genau, beherrscht und höflich formulierte Zeilen, zwischen denen doch die intensive, geradezu überschwängliche Verbundenheit zweier Menschen in der Mitte ihres Lebens aufscheint. Nur wirkten nach diesem Krieg auch sie wie herausgerissen aus jedem Kontext; gewiss versperrten sich die Briefe jetzt noch vehementer ihrer Entzifferung, denn sie waren auf einmal Vergangenheit geworden. Waren gealtert. Hatten sich abgewandt, blickten zurück. Sie waren altertümlich, ursprünglich geworden, sie bezeichneten einen Anfangspunkt und verwiesen auf die griechische *arché*, die sich im lateinischen *archivum* wiederfindet. Sollten diese Briefe sich tatsächlich in der New Yorker Wohnung befunden haben, so waren sie zum Archiv geworden, zur Vergangenheit. In Kisten, an einem unbekanntem Ort, den Monsieur Dale für sie bestimmt hatte, verschont vom Grauen des Krieges und außerhalb des weiterströmenden Lebens formierten sie sich auf neue Weise. Dort, in die-

ser Verwahrung am vorübergehenden, versteckten Wohnort, verwandelten sie sich auf eine Weise in ein Stück Vergangenheit, die sie ihrem ursprünglichen Entstehungskontext immer weiter entrückte. Eine Sammlung vergilbter Dokumente mit zerfledderten Rändern wurde mehr oder minder zur Kopie der Vergangenheit. Zerstörung, Verschwinden, Vergessen – all das ist über diese Briefe hinweggegangen und konnte ihnen doch nichts anhaben. Denkt man tiefer darüber nach, so wird klar, dass dieses Archiv überhaupt erst dadurch geschaffen wurde, dass ein Verschwinden möglich, wahrscheinlich, ganz nah war, ja dass Zerstörung, Vergessen und Verlust diese Dokumente bereits von allen Seiten umzingelten. Das Archiv entsteht nur, weil es Todestrieb, Aggression und Zerstörung gibt (Jacques Derrida). Es ist der Inbegriff von Endlichkeit, von Bewahrung gegen das Vergessen. Das Archiv wirkt gleichsam ausschließlich angesichts des Verschwindens, es arbeitet stets in dessen Gegenwart, es wendet sich ihm zu, wird durch das Verschwinden definiert. Verlust besiegelt zwingend das Ende des archivarischen Gesetzes von der Aufbewahrung.

Doch es gibt noch eine weitere Möglichkeit. Es könnte sein, dass diese Briefe für Zalman Schneur am Anfang der Vierzigerjahre noch nicht zur Vergangenheit geworden waren. Es könnte sein, dass diese intimen Schriftstücke, anders als die Handschriften veröffentlichter Werke und anders auch als seine offiziellen Korrespondenzen, noch immer untrennbarer Teil seines Lebens waren. Hatte er sie, eben weil sie so sensibel waren, nicht in eine der eingelagerten Kisten gepackt, sie gerade nicht bei fremden Menschen deponiert? Hatte er sie in einen der Koffer gesteckt und am Tag der Flucht mit sich genommen?

Man kann sich gut vorstellen, wie er in seinem Arbeitszimmer auf dem Boden kniet. Der doppelte Vorhang ist zugezogen. Im Zimmer brennt ein Lämpchen. Die zwei Kisten, die er in ein Lager bringen wird, stehen offen auf dem Teppich, während er sie mit schweren staubigen Bündeln von

Handschriften und Dokumenten füllt. Anfangs mag er sich noch um Ordnung bemüht und die Dokumente vorsichtig in die Kisten gelegt haben. Rief nach einer Weile seine Frau hinauf in die zweite Etage? Bat sie ihn inständig, sich keine Zeit zu lassen? Musste er sich um eines der Kinder kümmern? Oder klingelte jemand an der Tür, sodass sie beide erschrecken? Zerstreut, verstört beeilte sich Zalman, stopfte die Dokumente unordentlich in die Kisten. Erhob sich plötzlich, schleppte eine Kiste an den Schreibtisch heran und schob mit beiden Händen alles hinein, was dort herumlag: den Füllfederhalter von Waterman, die kleine Waage, Briefe, die er nicht gelesen, Rechnungen, die er nicht bezahlt hatte. Als die zwei Kisten voll waren, schloss er sie eilig, band Stricke darum und zog die Knoten fest. Trug sie mit großer Anstrengung die steilen Treppen hinunter zum Hauseingang. Stellte sie im dunklen Flur ab. Vielleicht hier, im letzten Moment, drang die Erinnerung herauf, stieg er noch einmal in die zweite Etage und holte die Briefe aus einem der tiefen Winkel seines Arbeitszimmers. Briefe von seiner Mutter und Briefe an seine Berliner Freundin – vielleicht wagte er kaum die Frage, was wohl mit ihr geschehen war und wo sie sich jetzt befand. Er trug die Schriftstücke bei sich in überfüllten Eisenbahnzügen nach Süden, trug sie über die spanische Grenze und auf das Deck der Navamar, wo sie irgendwo zwischen den Habseligkeiten Tausender jüdischer Flüchtlinge lagen, die nach einer erschöpfenden Reise quer durch Europa auf dieses überfüllte Schiff drängten.

In der New Yorker Wohnung wurden die Briefe aufbewahrt und es vergingen weitere zwei Jahrzehnte. Die Familie Schneur versuchte, sich in Amerika einzugewöhnen, was einige Mühe machte. Anfang der Fünfzigerjahre begann Schneur in New York und Tel Aviv mit der Zusammenstellung seiner jiddischen und hebräischen Schriften. 1951 erhielt er den Bialik-Preis für Belletristik und 1955 wurde ihm in Jerusalem der Israel-Preis verliehen. In diesen Jahren kaufte das Paar in Ramat Gan bei Tel Aviv eine Wohnung

in der Yahalom-Allee, wo beide von da an jedes Jahr einige Monate verbrachten. Im Winter 1959 schließlich erlitt Zalman Schneur auf einem Rückflug von dort nach New York einen Herzinfarkt und verstarb binnen weniger Stunden im New Yorker Har-Sinai-Krankenhaus. Wieder leerte sich ein Haus. Die Wohnung in New York wurde verkauft und Salomea Schneur zog endgültig nach Ramat Gan. Schneurs Leichnam wurde nach Israel überführt und am 11. März 1960 auf dem Friedhof Trumpeldor in Tel Aviv beigesetzt, neben Chaim Nachman Bialik und anderen Schriftstellern.

Im Winter 1960 übergab die Witwe den literarischen Nachlass ihres Mannes dem Gnazim-Archiv des Hebräischen Schriftstellerverbands in Tel Aviv. Ein anderer Teil des Nachlasses blieb in New York und gelangte ins dortige YIVO-Archiv. Weitere Dokumente, darunter viele Handschriften seiner Werke, werden in der Nationalbibliothek in Jerusalem aufbewahrt. Die beiden kleinen Bündel – Briefe Chaja Feiga Schneurs und seine Zeilen an Anna Kaplan-Singer – kamen nicht über die Schwelle eines Archivs, sondern verblieben in Familienbesitz. Brachte man sie zuerst nach Ramat Gan oder schon damals zur Tochter nach Madrid?

Die Bündel blieben, wie sie waren: zusammengeschnürt in verschiedenen Aktenmappen und in Sprachen verfasst, die Renée Rebecca Schneur nicht lesen konnte: Jiddisch, Deutsch, Russisch. Auf einem großen Umschlag mit den Briefen an Anna Kaplan-Singer notierte sie mit Rotstift: »Lettres de Papa«. Auf ein anderes Kuvert schrieb sie mit demselben Stift: »l'écriture de ma grand-mère (Yiddish)«. Man kann erkennen, dass die Tochter mehrmals versuchte, die Briefe zu sortieren. Was genau aber konnte sie sehen, als sie dieses Papier, diese Buchstaben betrachtete? Man kann sich vorstellen, dass sie sich damit begnügte, den Paratext zu entziffern: die Adressen auf den Umschlägen, die Unterschriften, die Daten, die Namen der Adressaten und die Ortsnamen, die in jedem Briefkopf angegeben waren. Der Inhalt der Briefe aber blieb ihr verschlossen. Die Korrespondenzen ihres Va-

ters blieben eine unbekannte Vatersprache. Eine Sprache, die für eine Vergangenheit stand, die ihr seit eh und je so fern wie fremd gewesen war. Doch obwohl nie jemand diese Briefe auswertete, wurden sie aus dem Nachlass aussortiert und nie archiviert. An diesem Punkt wird klar, dass etwas in diesen Briefen doch entziffert worden sein muss. Jemand – Tochter oder Mutter? – wusste zu unterscheiden zwischen Dingen, die für ein öffentliches Archiv bestimmt waren, und solchen, die dort nicht hingehörten.

Muss man diese Briefe folglich als eine Sammlung betrachten, die bewusst aus dem Nachlass ausgeschieden wurde? Handelt es sich um eine Sammlung, die persönliche, nicht literarische Texte bündelt? Texte also, die nicht veröffentlicht werden und kein großes Lesepublikum erreichen sollen? Welche leise Ahnung hatten Renée Rebecca oder ihre Mutter, dass man diese Briefe lieber nicht aus der Hand gibt, aber auch nicht zerstört? Oder hatte man diese Blätter nur versehentlich vergessen? Enthält der Madrider Fund zufällig verstreute Überbleibsel eines Archivs, das sich auf mehrere Aufenthaltsorte verteilt hatte? Ja könnte diese Interpretation nicht für eine gewisse Unentschiedenheit sprechen, wie mit diesen Blättern umzugehen sei? Vielleicht handelt es sich um eine Zusammenstellung verschiedener nie entzifferter Dokumente, die Mutter oder Tochter in Ruhe durchsehen wollten. Schoben sie dies immer wieder auf, sodass es schließlich nie dazu kam?

Dennoch versäumte Renée Rebecca Schneur es nicht, vor ihrem Tode zu veranlassen, dass auch diese letzten Dokumente ihres Vaters in sichere Hände gelangten. Nicht weil sie genau gewusst hätte, was sie enthalten, sondern weil sie wohl noch etwas viel Wichtigeres wusste über die erstaunliche Zähigkeit der Dinge, ihre unvorhersehbare Fähigkeit, auszuharren, zu überleben, nicht zu verschwinden. Darum ist es einerlei, ob dieser Packen Dokumente eine bewusste Zusammenstellung oder eine ungeordnete Loseblattsammlung darstellt. Das Entscheidende ist: Diese Briefe haben

sich erhalten. Sie sind nicht verschwunden. Sie wurden einige Jahrzehnte lang vernachlässigt, vielleicht vergessen. Ihre Entzifferung und Auswertung wurden immer wieder aufgeschoben, so viel ist gewiss, doch sie haben überlebt. Sie haben die Adressenänderungen, das Überqueren von Staatsgrenzen, die Wohnungswechsel überstanden. Sie haben sich über Zalmans und Salomeas Tod und zuletzt auch über den Tod der Tochter hinweg behauptet. Durch all diese Lebensjahre und all diese Tode hindurch blieben die Blätter irgendwo im Haus verborgen. Vollgesogen mit der Tinte Tausender Buchstaben, nahe bei den Lebenden und den Toten verharrend, raunen sie uns eine merkwürdige Fülle von Lebensdingen zu: Hier horchte man von Herz zu Herz auf die gegenseitigen Absichten, erwog und überlegte, wiegte sich in Hoffnungen, erwähnte Speisen und Stofflängen, aber auch drückenden Kummer und Einsamkeit.

Das Gesetz des Verschwindens zeichnet sich am Horizont jeder Geschichtsschreibung ab. Es umfängt, bedrängt, begrenzt oder beschränkt die Geschichte, doch meist markiert es einfach den Weg, den sie gehen muss. Das Verschwinden ist lebensnotwendig, denn ohne Verschwinden ist die Vergangenheit nicht zu denken. Erst durch das Verschwinden können wir einen Weg in die Vergangenheit bahnen, zwischen Dingen unterscheiden, können wir den überschäumenden, nie abbreißenden Strom der Zeit in seiner Tiefe erfassen und mit ihm fließen. Was aber bedeutet das fürs Überleben? Was bedeutet das für Material, das nicht verschwindet, nicht von diesem Nichts verschlungen wird? Was bedeutet diese sonderbare, in gewisser Weise nicht gesetzmäßige Überlebensfähigkeit, die den zahlreichen Angriffen des Vergessens widersteht? Was bedeuten etwa eine auf dem Dachboden vergessene Kiste oder ein vergrabener Behälter mit Dokumenten, ein Heft, ein Notizbuch, ein Kalender, zufällig in einer Schublade liegen geblieben, in einem alten Möbelstück vergessen, das schließlich auf dem Trödelmarkt neue Besitzer fand?

In Anbetracht dessen muss man erneut fragen, warum diese Briefe nie Teil einer öffentlichen Sammlung wurden. Welche Überlegungen stehen hinter einer solchen Entscheidung, die sich auf der Schwelle des Archivs und damit auf der Schwelle der Geschichte, auf der Schwelle der Erinnerung abzeichnet? Und was sagen uns diese Briefe darüber? Wie ist all das zu bewerten, was sich außerhalb der Archive erhalten hat? Diese Briefe sind keine Literatur, enthalten keine Entwürfe oder Versionen späterer Werke. Und auch von den offiziellen Dokumenten, die Schneurs Leben begleiten, heben sie sich ab. Es sind vielmehr detaillierte und zugleich fragmentarische Darstellungen von Lebensausschnitten, häufig aus dem Kontext gerissen und ohne jede Ordnung. Im Gegensatz zum schriftstellerischen Werk sind diese Briefe allein für ihre Zeit gültig, für die unmittelbare und alltägliche Gegenwart, für einzelne Tage und Geschehnisse. Und das hat weder mit Literatur noch mit der für Literatur charakteristischen Zeit zu tun, in der auf verschlungenen Wegen Entwürfe und Versuche entstehen, am Wortlaut geübt, sich leise und beharrlich gemüht wird für ein Werk, das von Tag zu Tag wächst, bis es schließlich vollendet ist.

Wenn dem so ist und wir folglich annehmen, dass diese Briefe außerhalb der Literatur und außerhalb der Zeit des literarischen Schreibens existieren, welche Informationen teilen sie uns dann mit? Welchen Gewinn bringen sie den Lesenden, die sich viele Jahrzehnte später über sie beugen, mit den Zusammenhängen nicht vertraut sind und weder Handschrift noch Adressaten kennen? Schon bei der ersten Lektüre wird klar, dass diese Texte, die nie zum Vorschein treten und keinem Fremden je unter die Augen kommen sollten, zum Fundament einer intimen Biografie Schneurs gehören. Hier wurde an keinen Leserkreis, sondern an einen einzigen, ausgewählten Menschen geschrieben, an ihn allein. So gesehen sind diese Briefe Teil eines größeren, umfassenderen Vorgangs der Verheimlichung, der Schaffung geheimer Räume, in denen man einander auf stille, sehr

persönliche Weise das Herz öffnen kann. Über die Form von Information, die sich in ihnen manifestiert, muss daher wie über die tiefgehenden Charakteristika der Literatur reflektiert werden. Sie bieten keine lineare Erzählung, keine Fiktion, sondern überschüssige Einzelheiten, bruchstückhafte Worte: Es handelt sich um eine einseitige Korrespondenz, auch um vermeintliche Briefe, die vielleicht nie abgeschickt wurden, unleserlich vollgeschriebene Blätter, die zuweilen nur ganz knapp und andeutend sprechen.

Dennoch übersteigt der Inhalt dieser Briefe zugleich (auch) die persönliche Verbundenheit zwischen den Adressaten. Er reflektiert nicht (nur) Lebensgeschichte und Herzensneigungen des Schriftstellers. Das Interesse an diesen Briefen beschränkt sich nicht auf einzelne dramatische Augenblicke, etwa die Entwurzelung aus dem Zuhause oder ein letztes, verpasstes Treffen. Die entscheidende, in diesen Briefen verborgene Information betrifft vielmehr die Merkmale moderner Schreibkultur, die hier geradezu plastisch freigelegt werden: Sie stellen einen Schreibakt dar, bei dem Buchstaben aus Tinte das Papier füllen; und zu den typischen Nebenprodukten dieses Akts zählt eben auch das literarische Schreiben. Auch diese Briefe entstehen am Tisch des Schriftstellers. Doch anders als die Literatur, die er verfasst, sind seine Briefe in literarisches Schweigen getaucht. Sie repräsentieren eine »bürgerliche« Art des Schreibens, das auf zwischenmenschlicher Kommunikation beruht. Sie sind nicht das Eigentum eines literarischen Konsumenten und ihr Verfasser hat keine Kontrolle über die Entwicklung des Narrativs und nicht die Macht, Schicksale vorherzusehen, was Roland Barthes als typisches Merkmal der modernen Literatur erkannte. Diese Briefe stehen für ein nicht literarisches Schreiben. Für alles, was die Literatur begleitet und vor und nach ihr übrig bleibt. Sie unterrichten uns über die Kultur des Materials, zu der auch die Literatur gehört.



## Die moderne jüdische Literatur als Literatur ohne festen Wohnsitz

Die Kultur des Materials, der Gebrauch von Papier und Tinte also, ist eine wichtige Variable für die Beschreibung der modernen jüdischen Literatur. Denn durch diese Variable sind die meisten politischen, gesellschaftlichen und ideologischen Charakteristika dieser Kultur geprägt, allem voran zwei Hauptaspekte: die geografischen Räume und die Sprachen. Die moderne jüdische Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine »Literatur ohne festen Wohnsitz« (Ottmar Ette). Sie existiert unabhängig von der klassischen Unterscheidung zwischen Nationalliteratur und Weltliteratur; sie ersetzt die Paradigmen des »Ortes« und der »Grenze«. Literatur ohne festen Wohnsitz ist weder an ein Territorium noch an Grenzüberschreitungen via Übersetzung, Nachahmung oder Beeinflussung gebunden, sondern von Anfang an als ein »ZwischenWeltenSchreiben« (idem) verstanden. Sie hat mehr als eine einzige räumliche Basis, sie verweigert sich festen Grenzziehungen und ihre pulsierenden Aktionszentren verschieben sich fortwährend.

Von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg war die moderne jüdische Literatur durch eine Vielzahl von Sprachen und Orten geprägt. Sie wurde auf Jiddisch und Hebräisch, auf Deutsch und Französisch, auf Russisch und auf Englisch geschrieben. Ihre Autoren- und Leserschaft waren zumeist Migranten oder Kriegsflüchtlinge, deren jeweilige Lektüresprache und literarische Vorlieben anfangs durch ihre Herkunft bestimmt wurden, sich jedoch je nach Auswanderungsziel veränderten. Hier öffnet sich ein literarischer, nicht territorialer Raum, der keineswegs auf das Zusammenspiel von Ort und Nation baut, sondern auf den gemeinsamen literarischen Qualifikationen der Lesenden basiert. Die moderne jüdische Literatur ist ein dynamisches Gefüge aus Schnittstellen mit verschiedenen anderen Nationalkulturen, weshalb sie sich nicht zu einem einheitlichen

Korpus summieren lässt. Über moderne jüdische Literaturen lässt sich tatsächlich nur in der Mehrzahl sprechen. Sie haben eine enge Affinität zu den biblischen Motiven der romantischen Literatur des 19. Jahrhunderts, beispielsweise zu den *Hebrew Melodies* Lord Byrons. Die modernen jüdischen Literaturen umfassen weiterhin Übersetzungen von Klassikern aus den europäischen Literaturen ins Jiddische oder Hebräische, die wie Originalwerke gelesen wurden. So geschah es etwa mit den frühen hebräischen Heine-Übersetzungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie wurden als eine Rückkehr oder Rekonstruktion des Textes in seine verborgene »Ursprungssprache« vorgenommen und gelesen. Zu den modernen jüdischen Literaturen zählen weiterhin Adaptionen, die europäische Werke in einen jüdischen Kontext versetzen. Das ist zum Beispiel bei der hebräischen Bearbeitung von Goethes *Faust* der Fall, die 1865 in Wien gedruckt wurde. Der Übersetzer, ein frommer Jude namens Meir (Max) Halevi Letteris (1800–1871) gab Faust den Namen ben Abuja nach einer Gestalt aus dem Talmud. Dort ist Elischa' ben Abuja ein Toraschüler, der sich so sehr ins Studium vertieft, dass seine Fragen und Forschungen ihn am Ende zur Ketzerei führen. Ein weiteres Beispiel ist die hebräische Bearbeitung des populären französischen Romans *Les Mystères de Paris* von Eugène Sue, die 1857 in Wilna erschien. Im hebräischen Text des Romans, der im Paris des 19. Jahrhunderts spielt, wurden die ursprünglichen Figuren durch solche aus dem Buch Esther ersetzt, die dem jüdischen Publikum vertraut waren. So wird dieser urbane Roman, der Prostitution und Verbrechen in der Metropole Paris darstellt, in die orthodoxe jüdische Welt des östlichen Europas transponiert, die an wesentliche Konzepte wie Exil und Zerstörung direkt anknüpfen kann. Ein weiteres Beispiel sind die Übersetzungen von Romanen Émile Zolas ins Jiddische, die Ende des 19. Jahrhunderts herauskamen. Damit wurde das Werk Zolas in der jüdischen Leserschaft zum humanistischen Manifest, vor allem weil Zola mit seinem offenen Brief *J'accuse ...!* in

die Dreyfus-Affäre eingegriffen hatte. Daneben bestimmten die Poesie des Silbernen Zeitalters in Russland sowie vor allem die symbolistische Schule die poetisch-thematischen Konventionen der hebräischen und jiddischen Dichtung in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts. Es gab faszinierende potenzielle Parallelen und Affinitäten zwischen verschiedenen Schriftstellern in den jüdischen und in den europäischen Sprachen, etwa zwischen dem in der Ukraine geborenen jiddischen Schriftsteller Scholem Alejchem (1859–1916) und Franz Kafka oder zwischen dem Wiener Peter Altenberg und dem hebräischen Schriftsteller David Vogel (1891–1944), der zeitweise ebenfalls in Wien lebte.

Von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg war die moderne jüdische Leserschaft in Aschenas mit einer nicht explizit methodischen literarischen Bildung konfrontiert, denn die Kultur des modernen jüdischen Buches in Europa berief sich auf eine Liste ziemlich sonderbarer Texte und schöpfte vor allem aus dem Angebot westlicher Literatur. Die Lektüren des modernen jüdischen Lesepublikums gingen in die Breite, allerdings auf indirektem Wege, nämlich über Textausschnitte, Zitate, Bearbeitungen und Referenzen auf Werke und Schriftstellernamen, die allesamt hauptsächlich in der Tagespresse, in Literaturzeitschriften und literarischen Anthologien erschienen. Das galt besonders dann, wenn dieses Publikum hauptsächlich in jüdischen Sprachen (Jiddisch, Hebräisch) las und sich mit den »großen« Originalsprachen Deutsch, Französisch, Englisch, Polnisch oder Russisch schwertat. Es kannte zum Beispiel gemeinhin Hauptzüge der Philosophie Spencers, Schopenhauers und Nietzsches nur über die bruchstückhaften Formulierungen und Zitate, die hebräische Schriftsteller wie Micha Joseph Berdyczewski (1865–1921) und David Frischman (1859–1922) in ihre Werke einflochten. Diese Leserinnen und Leser verbanden das polnische National-epos *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz mit Chaim Nachman Bialiks nationaler hebräischer Poesie. Sie nahmen

Charles Dickens' moderne fiktive Literatur nur vermittelt wahr durch Perez Smolenskis hebräische Romane und die Werke des zweisprachigen Schriftstellers Sholem Yankev Abramovitsh (Mendele Moykher-Sforim) über die jüdischen Gemeinden im Russischen Reich. Ein zentrales Scharnier der modernen jüdischen Literaturen bildete Anfang des 20. Jahrhunderts zudem die hebräische Nationalliteratur. Diese betonte bewusst die regionalen Charakteristika einer einheimischen Literatur. Zu ihren Vertretern zählten Autoren aus dem alten Jischuw in Safed und Jerusalem sowie ostjüdische Migranten, die zu Beginn des Jahrhunderts noch unter osmanischer Herrschaft nach Eretz Israel immigriert waren. Doch auch die hebräische Nationalliteratur speist sich aus einer bedeutsamen literarischen Vielfalt; auch sie ist durch den fehlenden festen Wohnsitz bestimmt. Einige grundlegende Texte zur jüdischen nationalen Bewegung waren ursprünglich auf Deutsch verfasst, etwa die historiosophische Schrift *Rom und Jerusalem* von Moses Hess und der utopische Roman *Altneuland* von Theodor Herzl, der unmittelbar nach seinem Erscheinen ins Jiddische und Hebräische übersetzt wurde.

Jiddische und hebräische Literaturzeitschriften, Anthologien und Tageszeitungen bündelten am Beginn des 20. Jahrhunderts Werke von Schriftstellern, die in Paris, Berlin, Wien, Kiew, Odessa oder Jaffa wirkten und sich zumeist nie im Leben begegneten. Sie teilten nicht denselben literarischen Raum und nahmen nicht dieselben sprachlichen und kulturellen Einflüsse auf. Das Inhaltsverzeichnis einer Anthologie oder das Nebeneinander in derselben Zeitungsrubrik waren die einzigen Räume, in denen sie jemals zusammentrafen. Solche Räume waren beispielsweise die Literaturzeitschrift *Der Wecker*, die 1906/07 in London erschien, oder die hebräische Anthologie *Gvulot* (Grenzen), die von 1918 bis 1921 monatlich in Wien erschien. Der fehlende feste Wohnsitz ist auch ein Wesensmerkmal der literarischen Arbeit von Schneur selbst; er lebte zwar zwischen

1925 und 1941 dauerhaft in der Nähe von Paris, doch erschienen seine Werke nicht etwa in Frankreich, sondern in New York und Warschau.

Gleichwohl teilten die meisten Schreibenden (und Lesenden) der modernen jüdischen Literaturen eine Gemeinsamkeit: Verlassenes Zuhause und Exil – gepaart mit der religiösen Erinnerung an eine symbolische Heimat – und die historiosophische Möglichkeit der Rückkehr wurden gewissermaßen zum konstitutiven biografischen Scharnier. Migration ist vielleicht überhaupt *das* Ereignis, durch welches die möglichen Grenzen moderner jüdischer Literatur umrissen werden. Und doch ist dieses Ereignis im Kern mit Grenzüberschreitung und fehlender Beständigkeit verknüpft. Jede historiografische Beschreibung der modernen jüdischen Literatur hat das Wirkungsfeld einer mobilen Schreibkultur zu kartografieren. Das Schreiben in jüdischen Sprachen bedeutete innerhalb der Judenheiten Europas und darüber hinaus, einen gültigen Passierschein zu besitzen. Eine solche Schreibkultur entfaltete sich nicht innerhalb und im Schutze nationaler Territorien, sondern zwischen diesen. Ihre Signatur: ein reicher Schatz an Sprachen und geografischen Räumen, erkennbar im Material, auf dem diese Literatur basiert – in der Frankierung der Briefumschläge, den Angaben von Zeitungspreisen in verschiedenen Währungen, dem Buchtitel und Namen des Autors in zwei oder drei Sprachen und in vielen anderen Details. Die sprachlichen Weiten kommen ausgerechnet an den Rändern der Dokumente, im Umkreis der Geschichte zum Vorschein. Sie lassen sich in Datierungen und Unterschriften entdecken, sie erscheinen auf Kuvert oder Einband, im Post- oder Zensurstempel. Gerade jene, die weder die Sprache dieser Schriftstücke beherrschen noch sonst tiefere Kenntnis der Materie mitbringen und verspätet, mit durch die Umstände bedingter historischer Distanz an die Sache herantreten – Renée Rebecca Schneur etwa, aber auch manche Leserinnen und Leser dieses Buches –, gerade sie bringen die nötigen Voraussetzungen mit,

um zu erfassen, wie bedeutsam diese schöpferischen Mikrokosmen für die moderne jüdische Schreibkultur sind.

### **Der bleibende Schatten, den das Schreiben über die Welt legt**

Die in Madrid aufgefundene Korrespondenz skizziert ein Netz, dessen Knotenpunkte Shklov oder Berlin, Dresden, Paris, Nizza, New York oder Connecticut heißen – Abbild eines bleibenden Schattens, den das Schreiben über die Welt legt. Diese Briefe stellen die Welt nicht als Fiktion dar. Sie verzichten auf einen unbeteiligten, distanzierten Erzähler. Sie sind von den historischen Umständen abhängig, unter denen sie entstanden. Sie sind datiert und lassen sich in frühe und spätere Texte unterteilen. Diese Art des Schreibens muss sich den Weltordnungen und vor allem der Ungewissheit beugen, der Unfähigkeit, Zukunft vorauszusehen (oder sie zu schreiben). Der Ort dieser Briefe ist in der Welt: Hier entstehen sie, hier gelangen sie zu ihren Adressatinnen und Adressaten, hier werden sie aufbewahrt und hier altern und vergilben sie.

Briefe sind etwas Haptisches. Sie besitzen Konturen, haben ein Gewicht, werfen einen Schatten auf die Erde – einen tintengeschwärtzten Schatten in der rechteckigen Form des Briefpapiers, ein bisschen ausgefranst vielleicht an den Enden. Briefe kehren das mimetische Verhältnis gleichsam um: Nicht das (literarische) Schreiben ahmt die Dinge in der Welt nach, sondern das Schreiben selbst – die Briefe, die Dokumente, also alles außer Literatur – ist ein Ding in der Welt. Die Schreibkultur des 20. Jahrhunderts ist ein Objekt mit eigener Physiognomie, das – dem binären Gesetz von Verschwinden und Bewahren entsprechend – zum Pendeln zwischen ebendiesen Polen verurteilt ist.

Die bürgerliche, literarische Erinnerung des 19. Jahrhunderts wurde hauptsächlich durch mit Tinte beschriebenes Papier geprägt – dieses verletzliche Material mit seiner wei-

chen, geschmeidigen Konsistenz, der feinen Oberfläche, den sichtbaren Kanten vom Falten auf die Hälfte, der seltsam verblichenen Tinte und Buchstaben, deren Form sich nur von Weitem abzeichnet: ein großer, nahezu amorpher Farbfleck, aus dem sich mehr oder weniger gerade Linien und geschwungene Lettern verästeln. Das Gewicht des etwas dickeren Briefpapiers, in Kisten gestapelt, in eine Tasche gestopft oder von Zalman Schneur wie ein belastendes, überflüssiges Ding in der freien Hand getragen. An der anderen Hand hielt er vielleicht die kleine Renée Rebecca oder stützte seine Frau. Brief- und Schreibkultur bilden eine Einheit und teilen folglich auch dasselbe Schicksal des Verschwindens.

Diesem Material ist das Siegel der Gewalt des 20. Jahrhunderts aufgedrückt: Die Postkarten, die Elijah Schneur seinem Bruder während des Ersten Weltkrieges aus Russland nach Berlin sandte, tragen den Zensurstempel; beim Überqueren von Staatsgrenzen wird der Passierschein gefordert; der Eigentumsverlust der Schneurs wird in Frankreich notariell beurkundet. Papiere, frankierte Umschläge und offizielle Dokumente, die während des Krieges ausgestellt wurden, sind allesamt Werkzeuge der politischen und bürgerlichen Machtapparate in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, eindeutige Belege für Bewegungseinschränkungen, Grenzüberschreitungen und Besitzansprüche. Der geografische Abstand zwischen Adressat und Empfänger wird mit Papier und Tinte vermerkt: abzulesen an der Adresse, der Briefmarke und dem Poststempel, am Warten auf die Sendung und an der zwischen zwei Briefen verstreichenden Zeit. Ebenso zeigt sich die Bewegung der Hand, die Silhouette des schreibenden Körpers stets von Weitem auf dem Materialgrund des Papiers: in den geschwungenen oder spitzen Buchstaben, dem Durchgestrichenen, den Fehlern, auch in Entwürfen, die nie abgeschickt wurden; und daneben die Briefumschläge, mit dem Brieföffner geöffnet oder mit dem Finger aufgerissen, genussvoll und freudig, hastig, nervös oder verdrießlich.

In unserer Gegenwart, da sich die Epoche der Handschrift ihrem Ende zuneigt, haben wir nurmehr den körperlosen Schatten der Papiere, Briefe, Notizbücher, Hefte und Tagebücher um uns. Mit gewissem Abstand können wir jetzt auf die vielfältige und mit Fehlern übersäte Oberfläche des gesellschaftlichen, öffentlichen Abbilds schauen und die Formeln des Gesuchs und der Erklärung, die verwickelten Hyperbeln der Sorge und des Zorns oder die Schlangenlinien des Erotischen verfolgen. Alles, was die Briefe Zalmans an Anna Kaplan-Singer verbergen. Alles, was die Briefe Chaja Feigas an ihren Sohn offenbaren.

Das Schreiben mit Tinte auf Papier existiert noch, allerdings ist es fast außer Gebrauch – Zeugnis einer vergangenen Kultur, Zeugnis auch der Schwere und des Volumens der Dokumente, der vielfältigen Papiersorten und der Eigenheiten der Handschrift. Darüber hinaus, vielleicht sogar zuallererst, zeugen handschriftliche Texte jedoch von den Praktiken des Verbergens, vom Zweifel und vom Leid – von der emotionalen und intellektuellen Bildung jener, die Tinte und Papier besaßen. Die Kultur des Materials verkörpert das erste Konzept des modernen Denkens, wie es Fredric Jameson nach intensiver Lektüre Freuds, Marx' und Nietzsches formulierte: dass uns die wichtigsten Wahrheiten nicht zugänglich sind; dass Schreiben ein Akt der Entschädigung ist für die Ferne und oft auch für die Abwesenheit der Wahrheit.

In den schriftlichen Werken nimmt das Gestalt an, was man benennen, bezeichnen kann. Das wenige, zu wenige, das man als Schreibender in Worte zu fassen vermag. Allerdings hat diese konkrete Seite der literarischen Werke, die Realität von Papier und Tinte – was eine dünne, nahezu durchsichtige Membran sein sollte, ein Zeichen mit willkürlicher Bedeutung, ein arbiträrer Signifikant (Ferdinand de Saussure), der sich im Versuch, die Welt zu deuten, verändert – in der Gegenwart gewaltige Ausmaße angenommen, eben weil diese Masse aufbewahrt wurde. Das Symptom des Schreibens – also das sichtbare, offen auf der Textoberfläche



liegende und gleichsam die grenzenlose Abwesenheit, die Tiefe des Verborgenen überdeckende – hat sich erweitert und verzweigt, bis es am Ende ebenfalls versank und zu einem weiteren Horizont in der Archäologie des Unbewussten wurde.



# Quellen, Anmerkungen und Literatur

## Archive

Beit Bialik Archive, Tel Aviv, Zalman Shneour Correspondence.  
Beit Shalom Aleichem Archive, Tel Aviv, Zalman Shneour Correspondence.  
The Gnazim-Archive, Tel Aviv, Zalman Shneour, File Number 62.  
The National Library Archive, Jerusalem, Zalman Shneour Collection, ARC 4\* 1402.  
YIVO Archive, New York, Zalman Shneour Collection, RG 764.

## Verzeichnis der zitierten Briefe Chaja Feiga Schneurs nach Ordnungsziffern mit den zugehörigen, teils rekonstruierten Datumsangaben

Brief 1, 4, 5, 8: vor 1924; Brief 13: 1924/25; Brief 14: 18. Juni 1930;  
Brief 15: 14. Januar 1930; Brief 17: 15. April 1930; Brief 19: Oktober  
1929; Brief 20: 17. März 1925; Brief 21: 1929/30; Brief 27: 8. Juni  
1930; Brief 31: 16. Januar 1928; Brief 32: 15. Februar 1928; Brief 35:  
17. Februar 1929; Brief 39: 15. April 1923; Brief 44: 3. Februar 1930;  
Brief 46: 13. März 1930

## Anmerkungen

- 1 Sabine Koller/Gennady Estrai kh/Mikhail Krutikov (Hgg.), Joseph Opatoshu. A Yiddish Writer Between Europe and America, London 2013.
- 2 Efrat Gal-Ed, Niemandssprache. Itzik Manger. Ein europäischer Dichter, Berlin 2016.
- 3 Hannan Hever, Producing the Modern Hebrew Canon. Nation Building and Minority Discourse, New York 2012.
- 4 Sidra DeKoven Ezrahi, Booking Passages. Exile and Homecoming in the Modern Jewish Imagination, Los Angeles, Calif./London 2000.
- 5 Peter Sloterdijk, Sphären I. Blasen, Berlin 1998.

- 6 Unterstreichungen und andere Textauszeichnungen in Quellenzitaten sind kursiv wiedergegeben.
- 7 David E. Fishman, *Russian First Modern Jews. The Jews of Shklov*, New York 1995.
- 8 Jisra'el Kloizner (Israel Klausner), *Wilna, Jeruschalajim de-Lit'a. Dorot aḥaronim, 1881–1939 [Wilna, das Jerusalem Litauens. Letzte Generationen, 1881–1939]*, Kibbuṣ Loḥame ha-Ge-ta'ot 1983.
- 9 Per Anders Rudling, *The Rise and Fall of Belarusian Nationalism, 1906–1931*, Pittsburgh, Pa., 2015; Jonathan Frankel, *Crisis, Revolution and Russian Jews*, Cambridge, Mass./New York 2009.
- 10 Ezra Mendelsohn, *The Jews of East Central Europe between the World Wars*, Bloomington, Ind., 1987.
- 11 Zalman Schne'ur (Schneur), *Ḥ. N. Bia'lik u-vne doro [C. N. Bia-lik und Angehörige seiner Generation]*, Tel Aviv 1953, 149.
- 12 Scott Ury, *Lost and Found? Jewish Historians, Jewish History and Narrativization of Order in East European Cities*, in: *Association of Jewish Studies* 41 (2017), H. 1, 9–36.
- 13 Zalman Schne'ur (Schneur), *Min ha-ḥajim we-ha-mawet [Aus dem Leben und dem Tod]*, Warschau 1910, 227.
- 14 Rudling, *The Rise and Fall of Belarusian Nationalism*; Nelly Bekus, *The Struggle over Identity. The Official and the Alternative »Belarusianness«*, Budapest 2010.
- 15 Frankel, *Crisis, Revolution and Russian Jews*.

### Auswahlbibliografie

- Abramowicz, Hirsz: *Profiles of a Lost World*, New York 1999.
- Aschheim, Steven E.: *Brothers and Strangers. The East European Jew in German and German Jewish Consciousness, 1800–1923*, Madison, Wis., 1982.
- Bekus, Nelly: *The Struggle over Identity. The Official and the Alternative »Belarusianness«*, Budapest 2010.
- Derrida, Jacques: *Mal d'archive. Une impression freudienne*, Paris 1995.
- De Man, Paul: *Autobiography as De-Facement*, in: ders., *The Rhetoric of Romanticism*, New York 1984, 67–82.
- Ette, Ottmar: *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*, Berlin 2005.

- Gal-Ed, Efrat: *Niemandssprache*. Itzik Manger. Ein europäischer Dichter, Berlin 2016.
- Hever, Hannan: *Producing the Modern Hebrew Canon. Nation Building and Minority Discourse*, New York 2012.
- DeKoven, Ezrahi Sidra: *Booking Passages. Exile and Homecoming in the Modern Jewish Imagination*, Berkeley, Calif./Los Angeles, Calif./London 2000.
- Fishman, David: *Russian First Modern Jews. The Jews of Shklov*, New York 1995.
- Frankel, Jonathan: *Crisis, Revolution and Russian Jews*, Cambridge, Mass., 2009.
- Klausner, Israel (Jisra'el Kloizner): *Wilna, Jeruschalajim de-Lit'a. Dorot aḥaronim, 1881–1939 [Wilna, das Jerusalem Litauens. Letzte Generationen, 1881–1939]*, Kibbuẓ Loḥame ha-Geta'ot 1983.
- Koller, Sabine/Estraiikh, Gennady/Krutikov, Mikhail (eds): *Joseph Opatoshu. A Yiddish Writer between Europe and America*, London 2013.
- Mendelsohn, Ezra: *The Jews of East Central Europe between the World Wars*, Bloomington, Ind., 1987.
- Miron, Dan: *From Continuity to Contiguity. Toward a New Jewish Literary Thinking*, Stanford, Calif., 2010.
- Rokem, Na'ama: *Prosaic Conditions. Heinrich Heine and the Spaces of Zionist Literature*, Evanston, Ill., 2013.
- Roskies, David: *A Bridge of Longing. The Lost Art of Yiddish Storytelling*, Cambridge, Mass./London 1995.
- Rudling, Per Andres: *The Rise and Fall of Belarusian Nationalism*, Pittsburgh, Pa., 2015.
- Schachter, Allison: *Diasporic Modernisms. Hebrew and Yiddish Literature in the Twentieth Century*, New York 2011.
- Schne'ur, Zalman (Zalman Schneur): *Jame ha-benajim mitkarvim! Mivḥar schirim [Das Mittelalter rückt näher! Gedichtsammlung]*. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Hannan Hever, Tel Aviv 2011.
- Scott, Ury: *Lost and Found? Jewish Historians, Jewish History and Narrativization of Order in East European Cities*, in: *AJS Review* 41 (2017), H. 1, 9–36.
- Sloterdijk, Peter: *Sphären I. Blasen*, Berlin 1998.
- Zweig, Arnold/Struck, Hermann: *Das Ostjüdische Antlitz. Mit Fünfzig Steinzeichnungen*, Berlin 1920.

## Zur Autorin

Lilah Nethanel ist israelische Schriftstellerin und Wissenschaftlerin. Sie lehrt am Department for Literature of the Jewish People der Bar-Ilan Universität in Ramat Gan und forscht zur modernen hebräischen Literatur. 2012 erschien ihre Studie zu den hebräischen und jiddischen Werken des Dichters David Vogel (Bar-Ilan University Press). Gemeinsam mit Yuval Shimoni gab sie Vogels lange verborgen gebliebenen Roman *Eine Wiener Romanze* heraus, der 2013 auch in deutscher Sprache erschien (Aufbau Verlag). Im Jahr 2019 folgte ihre Monografie zu Leben und Werk Zalman Schneurs (Bialik Institute).

Nethanels literarisches Schaffen umfasst bisher vier auf Hebräisch verfasste Romane; ihr zweiter, *The Old Home*, wurde mit dem renommierten Bernstein Prize ausgezeichnet und für den israelischen Sapir Prize for Literature nominiert. Ihr 2018 veröffentlichter dritter Roman *Sleepless People* wurde in die Long List für den Sapir Prize aufgenommen. Ihr jüngster Roman, *Works and Days*, erschien 2021 im Tel Aviver Afik-Verlag.